

Baltische Monatsschrift.

XXXVI. Band.

8. und 9. (Doppel- und Schluss-) Heft.

Inhalt.

	Seite
Jost Clodt als Staatsmann und Diplomat. Von W. Greiffenhagen	631
Johannes Janssen über die Reformation. Von Dr. A. Bergengrün	675
K. Pobedonoszew über Familienantheile	697
Aus den Wanderjahren dreier estländischer Maler. I.	708
Ein provinzielles Jubiläum. Von C. Erdmann	748
Zur Abwehr. Von Eberhard Kraus	755
„Offene Wunden“ und das Wort „Zur Abwehr“ Von H. Hollander	764
Notizen. (L. Arbusow: Grundriss der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands.) (J. G.)	768

A b o n n e m e n t s

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von ca. **50** Bogen (9 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

Reval, 1889.

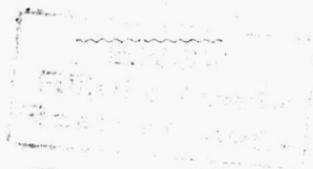
In Commission bei F. Kluge.

Riga: A. Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an Director N. Carlberg in Riga, Marstallstrasse Nr. 8, zu richten.

Baltische
Monatsschrift.



Herausgegeben

von

Robert Weiss.

XXXVI. Band.



Reval, 1889.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: A. Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Дозволено цензурою. — Ревель, 15 го Ноября 1889 г.



66.025

I n h a l t.

A. Abhandlungen und Aufsätze.

	Seite
Ein Blatt der Erinnerung an Otto Müller	1
Ein abenteuerlicher Anschlag. Von Th. Schiemann	21
Heinrich Otto Reinhold Girgensohn, General-Superintendent von Livland. Von Adolph Willigerode	35
Die Stellung der Reformation zu den Mitteldingen. Von J. Lütkens	47
Aphorismen zur baltischen Polizeireform. Von Dr. Joh. Keussler	66
Welches Volk hat an den Küsten des Rigischen Meerbusens und in West- Kurland die historische Priorität, die indogermanischen Letten oder die mongolischen Finnen? Von Dr. A. Bielenstein	87
Eines Dichters Kind. Aus dem Briefwechsel Carl Petersens mit zweien Freunden. Von Hans Schmidt	133
Julius von Schröder. Zur Erinnerung an das Leben und Wirken eines baltischen Schulmannes. Von Georg Rathlef	175
Aus der neuesten Statistik Livlands. Von D. M—o.	204
Wanderungen durch unsere Provinzialhauptstadt. Von Dr. Jos. Girgen- sohn	232
Ein Blatt aus dem Tagebuche eines Kurländers. Von Carl Boy	246
Aus Alt-Rigas Bürgerthum. Eine aus den Erbebüchern geschöpfte Studie. Von Cand. hist. E. Seraphim	257
Die französische Revolution. Von Dr. Al. Bergengrün	276
Papierrubel oder Silberrubel? Von Prof. Dr. H. Dietzel	306
Barocco, Rococo und Zopf in der Architektur. Von W. Neumann	337
Die numerische Entwicklung der evangelischen und griechisch-orthodoxen Bevölkerung Livlands seit der letzten Volkszählung	355
Die Gegenreformation in Livland. I u. II. Von T. Christiani	366
Ein vergessener livländischer Dichter. a.	406
Offene Wunden. Eine socialpathologische Betrachtung	431
Die Hauptströmungen der Literatur Alt-Livlands. I. Von Th. Riekhoff	478
Der Componist und Dichter August Heinrich von Weyrauch. I. Der Componist. Von P. Th. Falck	553
Rigas Schulwesen im Jahre 1888. Von N. C.	612
Jost Clodt als Staatsmann und Diplomat. Von W. Greiffenhagen	631

	Seite
Johannes Janssen über die Reformation. Von Dr. Al. Bergemanngrün	675
Pobedonoszew über Familiengrundstücke	697
Aus den Wanderjahren dreier estländischer Maler. I.	708
Ein provinzielles Jubiläum. Von Prof. Dr. C. Erdmann	748
Zur Abwehr. Von E. Kraus	755
«Offene Wunden» und das Wort «Zur Abwehr». Von H. Hollander .	764

B. Notizen (besprochene Schriften).

Dr. Herm. Dalton, Beiträge zur Geschichte der evangelischen Kirche in Russland. II. Urkundenbuch der evangelisch-reformirten Kirche in Russland. Gotha, F. A. Perthes. 1889. Von B.	164
F. Martens, <i>Recueil des Traités et conventions conclus par la Russie avec les Puissances Etrangères</i> . T. I—VII. Petersburg, 1875—1885. Von C. Schirren	170
Bernh. A. Hollander, Die livländischen Städtetage bis zum Jahre 1500. Von Bgn.	172
Graf Leo Tolstoi, «Luzern» und «Familienglück». Zwei Erzählungen. Von Dr. Bernhard Münz	251
Gust. Sodoffsky, Die Immobiliensteuer in Riga und die Gebäudesteuer in Oesterreich. Von N. C.	256
Sitzungsberichte der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst. 1888. Von J. G.	332
Sitzungsberichte der gelehrten estnischen Gesellschaft. 1888. Von J. G.	334
Graf Leo Tolstoi, Neue Erzählungen, bespr. von Dr. Bernhard Münz	413
Osc. Mertens, Zur Frage der Zufuhrbahnen in Russland. Von N. C.	417
P. Jordan, Beitrag zur Geographie und Statistik des Gouvernements Estland. Von N. C.	420
N. Carlberg, Statistik der Infectionskrankheiten in Riga	421
W. Greiffenhagen, Oscar von Riesemann. Besp. von H. H.	428
Dr. C. Erdmann, System des Privatrechts der Ostseeprovinzen. Von H. H.	429
Prof. Dr. J. Engelmann, Das Staatsrecht des Kaiserthums Russland. Von O. M.	524
Jahresbericht der Felliner litterarischen Gesellschaft für das Jahr 1888. Von A. S.	628
L. Arbusow, Grundriss der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. Von J. G.	768





Jost Clodt als Staatsmann und Diplomat.

In einer der wichtigsten, wenn nicht der wichtigsten Geschichtsperiode des livländischen Ordensstaats, nämlich der seiner Auflösung und seines Unterganges, hat kaum einer der damaligen Staatsmänner und Diplomaten eine so bedeutende Rolle gespielt wie Jost Clodt. Von Anbeginn des politischen Auflösungsprocesses bis zu seinem Ende, ja über dieses hinaus finden wir Clodt zuerst als Syndicus der Stadt Reval, dann als Kanzler des letzten Ordensmeisters und späteren Herzogs von Kurland und endlich als Staatssecretär des polnischen Königs in erster Reihe derjenigen Männer, welche mit Aufbietung aller ihrer geistigen Kräfte und Fähigkeiten das zu verhindern suchten, was für spätere Jahrhunderte, ja bis in die Jetztzeit hinein von welthistorischer Bedeutung geworden ist, nämlich — den Untergang Alt-Livlands. Und als nun dieses nächste und Hauptziel nicht erreicht werden konnte, da war es besonders Clodt, der, mit politischem Scharfblicke hinausschauend und ihre nächste Gestaltung richtig ermessend, ein Surrogat für die Selbständigkeit seines Landes in einer Conföderation mit dem damals mächtigsten Staate Osteuropas, mit Polen, zu schaffen suchte. Und wer möchte es leugnen, dass sich an dieses Bündnis Fäden anspinnen, welche auf lange Zeit hinaus und bis in unsere Tage hinein die baltischen Lande zu einem wichtigen Factor in der Geschichte Europas gemacht haben.

Clodt war der Mann, um einer solchen Aufgabe als einer der leitenden Staatsmänner jener Zeit gerecht zu werden. Sein

Wissen war für damalige Zeit ein bedeutendes. In der Geschichte seines Landes nicht nur, sondern auch des übrigen Europa bis in das klassische Alterthum zurück wohlbewandert, verband er damit die Beherrschung mehrerer Sprachen, namentlich der lateinischen in solchem Grade, dass er freie Reden in elegantem Latein halten konnte. Dabei stand ihm eine grosse Belesenheit in den Werken der grössten Autoren der altklassischen Literatur und in der Bibel und zu ihrer gelegentlichen Verwendung in Wort und Schrift ein selten gutes Gedächtnis zur Seite. Dazu hatten ihm Studien auf mehreren ausländischen Universitäten, namentlich Wittenberg, verholfen. Dass er es in diesen Studien verhältnismässig weit gebracht hat, beweist der Magistergrad, der ihm zuerkannt wurde. Unermüdlichkeit in der Arbeit liess ihn keine Gelegenheit versäumen, die auf der Universität erworbenen Kenntnisse in das Gold praktischer Verwendung umzusetzen. Solche Gelegenheit bot sich ihm alsbald nach den Verwickelungen des Ordensstaats mit Moskau und von dann an unausgesetzt fast bis zu seinem Lebensende reichlich dar. Wir sehen ihn da sowol vor als nach Auflösung des Ordensstaates von Stufe zu Stufe zu immer grösserer Reife und Geschicklichkeit emporsteigen, bis ihm in der Mitwirkung beim Abschlusse des Stettiner Friedens ein würdiger Abschluss seiner eigenen politischen Laufbahn vergönnt war. Höher aber noch als alle jene Gaben und Kräfte ist als Seele seines Wirkens der Patriotismus, mit dem er seinem Lande anhing, zu stellen.

Solchen Geist hatte er von seinen Voreltern ererbt, und wenn auch die Wurzeln des Baumes, an dem eine so beneidenswerthe Frucht ausreifte, fern von Livland zu suchen sind, so war es doch altlivländischer Boden, auf dem, wie wir aus nachstehendem Lebensabrisse Clodts ersehen werden, jene Frucht gedieh.

Die Quellen, aus denen die betr. biographischen Notizen zu schöpfen sind, fliessen nicht allzu reichlich. Was Bunge in seiner revaler Rathslinie¹ über Clodts Lebenslauf sagt, ist anderen Quellen, besonders den Chroniken von Salomon Henning, Russow und Arndt entnommen. Ihre Angaben² beschränken sich auf einige wenige. Schon mehr findet man in dem bei der estländischen Ritterschaft geführten Geschlechtsregister der Familie Clodt. In Arndt lesen wir: «Jost Clodt, den unsere Geschichtsschreiber auch Jodocus

¹ Bunge, Revaler Rathslinie. S. 86.

² Salomon Henning in *Scriptores rerum Linoicarum*, Bd. II, S. 255 und Arndts Lief. Chronik. S. 262, Anm. k.

Clodt, die Polen aber in ihren lateinischen Documenten Justus Claudius schreiben¹, ist der ältere Sohn Rolof Clodts, eines Edelmannes aus Norteln in Westphalen, der 1515 nach Reval gekommen, allwo er geheirathet und sein kurzes Leben geendigt. Er ist der berühmte Ahnherr vieler um das Land und seinen König treu verdienter Nachkommen, die mit den angesehensten Familien in Lief-, Est- und Kurland und Schweden verschwägert wurden. Dieser Jost Clodt hatte schon als Syndicus der Stadt Reval die Angelegenheiten des Ordens zu besorgen; daher ihm der OM. (Ordensmeister) im ersten Jahre seiner Regierung aus Erkenntlichkeit für die dem Orden geleisteten Dienste am 1. September 1552 das Gut Wallküll in Estland verlehnet², welches Kettler auf Quasimodogeniti 1560 ihm als seinem damaligen Rathe mit 2 Dörfern und dem völligen Allodialrechte vermehrete, so laut der Revision von 1586 auf 43 Haken betrug. Seine Nachkommen schreiben sich Clodt von Jürgensburg, weil der Herrmeister Gotthard Kettler dieses Schloss³ denenselben in einem Briefe vom 22. März 1561 als ein Allodium mit besonderen Privilegien für die dabei gewährten vielfältigen treuen Dienste, so er dem Orden erwiesen, gegeben. Nach der Veränderung des Staats von Livland und geschlossenem Unterwerfungsvergleiche machte ihn Herzog Gotthard von Kurland zu seinem Kanzler. Nachdem der König Sigismund August während der Unterhandlungen an ihm ein gnädiges Wohlgefallen gefunden, nahm er ihn als Secretär in den auswärtigen Angelegenheiten in seinen Dienst und gab ihm in einem offenen Briefe vom 10. Mai 1562 die Versicherung auf ein Zeit Lebens zu habendes gewisses Jahrgeld. Das «Geschlechtsregister» fügt obigen Notizen über die Abstammung der Familie Clodt noch Folgendes hinzu. Es heisst dort u. a.: «Die Familie Clodt ist schon vor mehreren Jahr-

¹ In den eigenen Briefen Clodts schreibt er seinen Vornamen fast stets «Jost», den Familiennamen aber bald Clott, bald Clodt oder Cloet, sehr selten Claudius. Die jetzt lebenden Clodts schreiben sich theils Clodt, theils Klodt.

² In Pauckers «Estlands Landgüter». S. 52 wird dieses Gut ein Dorf nebst Mühle genannt.

³ Nach der Karte, welche Richters Geschichte Bd. I. angefügt ist, wurde das dem Landmarschall gehörige Schloss Jürgensburg 1251 erbaut. Das Clodtsche «Geschlechtsregister» giebt an, dass Clodt später (1563) das dritte Drittel des Gutes Jürgensburg, d. h. das Gut Bersenhof, dazu gekauft hat. Wie dem Verfasser auf seine Bitte der Herr C. v. Löwis of Menar freundlichst mitgetheilt hat, muss das Schloss schon längst zerstört sein, da Brotze (VI, S. 208) schon 1796 nur geringfügige Ruinen abzeichnen konnte.

hundertern in Deutschland bekannt gewesen; ihr Ursprung verliert sich in die älteste Vorzeit. In Westphalen, am Rhein, an der Mosel und in der Schweiz hat sie florirt und ansehnliche Güter besessen. Johann v. Clodt der Erste ist der bekannte Stammvater aller Glieder dieses Geschlechts und ist derselbe durch seinen ältesten Sohn Heinrich zu Norteln in Deutschland fortgepflanzt worden. Sein zweiter Sohn Johann, des deutschen Ordens Ritter, Comptur zu Windau und Vogt zu Jerwen, Herr zu Weissenstein, unterschrieb *anno* 1525 Sonntags zu Lätare in Reval die Confirmationen der Privilegien der Ritterschaft mit dem Herrmeister Wolter v. Plettenberg. Des Johann dritter Sohn Roleff kam im Jahre 1515 nach Livland und ist derjenige, welcher dieses Geschlecht nach Liv- und Estland verpflanzt hat.» — Ueber das Wappen der Familie Clodt spricht sich das erwähnte Register folgendermassen an: «Ein durch einen goldenen Querbalken getheiltes Schild; in der oberen Hälfte ein schwarzes Mühleisen in silbernem, in der unteren Hälfte 3 goldene Bälle in blauem Felde.» Die briefschliessenden Siegel mehrerer im revaler Stadtarchiv vorhandenen eigenhändigen Schreiben Clodts haben im wesentlichen dieselben Zeichnungen, nur dass es schwer fällt, in der Figur der oberen Hälfte ein Mühleisen zu erkennen. Von Klingspors Zeichnung unterscheiden sich diese Siegel dadurch, dass ihre Helme statt Spaten Windmühlenflügel tragen. Das Siegel in Tolls Brieflade IV. S. 58 hat endlich ein Jagdhorn und eine Kette. Nicht unwahrscheinlich ist es, dass die Wappen je nach der amtlichen Stellung ihrer Eigenthümer modificirt wurden.

So spärliche Quellen über Clodts Abstammung und seine Familienbeziehungen vorhanden sind, so reichlich sind sie es, wo es sich um seine politische Laufbahn handelt. Die schon genannten Chronisten, vor allem aber die Briefe und Urkunden, welche Bienemann und Schirren¹ aus verschiedenen Archiven in ihren bekannten Sammelwerken veröffentlicht haben und endlich das revaler Stadtarchiv für die Zeit nach dem Untergange des Ordens geben die

¹ «Briefe und Urkunden zur Geschichte Livlands in den Jahren 1558 bis 1562», herausgegeben von J. Bienemann. «Quellen zur Geschichte des Unterganges livländischer Selbständigkeit», sowie «Neue Quellen-Ed., herausgegeben von C. Schirren». — Um den Ballast von Citaten möglichst zu verringern, wird nur bei den wichtigsten Vorgängen auf diese Werke verwiesen werden. Die nachfolgenden Regesten und Citate aus den genannten Quellen werden sich weder in orthographischer, noch sprachlicher Beziehung an die Originale binden.

genauesten Aufschlüsse über diese Laufbahn, wenn auch für die zuletzt genannte Zeit beträchtliche Lücken vorkommen. Die meisten der betr. Urkunden können aber um so zuversichtlicher als authentische bezeichnet werden, als sie vorwiegend aus Clodts eigener Feder geflossen sind.

Vor Eintritt in unser eigentliches Thema wird wol den meisten unserer Leser ein kurzes Resumé der Situation Livlands zur Zeit beginnender Ordensauflösung, also zur Zeit kurz bevor Clodt in dieselbe hineingeführt wurde, ganz willkommen sein.

Noch vor Ablauf des im Jahre 1531 mit Russland abgeschlossenen zwanzigjährigen Friedens sandte der Ordensmeister Johann v. d. Recke Gesandte nach Pleskau und Nowgorod, um eine Verlängerung des Friedens zu erwirken. Gleichzeitig wandte er sich an den römischen Kaiser mit der Bitte um Hilfe. Dieser that aber nichts, so dass 1553 der Ordensmeister Galen dieselbe Bitte beim Reichstage zu Ulm wiederholte. Die Unzufriedenheit, welche dieser mit dem passiven Verhalten des Kaisers an den Tag legte, bewog letzteren, dem Zaren zu schreiben. Ein schwedischerseits dem Orden angetragenes Bündnis wurde vom Landtage zu Wolmar abgewiesen; derselbe beschloss, eine zweite Gesandtschaft und zwar direct nach Moskau abzuschicken. Die Russen beharrten auf dem von ihnen beanspruchten Glaubenszinse. Der wurde zugestanden und auf Grund dessen sowie der speciellen Bestimmung, der Zins sei jährlich zu entrichten, ein Friede auf die Dauer von 15 Jahren geschlossen, welchen der Ordensmeister auf dem wendener Herrentage vom 9. April 1555 beschwor. Die dorpater Ritterschaft machte aber wegen Bestätigung dieses Friedens Schwierigkeiten, so dass der russische Gesandte abreiste. Dorpat suchte darauf günstigere Bedingungen zu erlangen und bat um freies Geleite für eine grössere Gesandtschaft nach Moskau. Man erhielt das begehrte freie Geleite, fand aber dort alles zum Kriege bereit. Im Februar 1557 erschienen die dorpater Gesandten wiederum in Moskau, wurden jedoch mit Vorwürfen über ihre Bundbrüchigkeit fortgeschickt. Russland schloss Frieden mit Schweden und Polen und liess im Herbste desselben Jahres 40000 Mann unter Schig Ali an die livländische Grenze rücken. Der Ordensmeister hatte unterdessen am 25. October eine neue Gesandtschaft nach Moskau geschickt. Der Zar bat sie zu Tische; sie erhielten aber nur — leere Teller. Es wurde wieder über den Glaubenszins verhandelt. Man einigte sich auf 60000 Mark jährlich an Glaubenszins und 50000 Mark

für die sonstigen Ansprüche an Livland. Da diese nicht gleich gezahlt werden konnten, kehrten die Gesandten im Januar 1558 zurück. Am 22. dess. M. überschritt das russische Heer die livländische Grenze, verwüstete das Land und zog sich dann wieder zurück. Zum 15. März dess. J. versammelte sich in Wolmar der Landtag.

Es war dies der Zeitpunkt, wo Clodt seine erste politische Mission übernahm. Der 1558 ausgeschriebene Landtag hatte die Geldfrage zu regeln, und wenn der Glaubenszins zunächst nur Dorpat anging, so waren doch die oben erwähnten 50000 Mark aufzubringen und auf die einzelnen Standschaften zu repartiren. Reval war dabei natürlich ganz so gut wie die anderen Landestheile und Städte Livlands interessirt. Der Rath beauftragte nun den Rathsherrn Johann König und den Syndicus Clodt, die Interessen der Stadt zu vertreten. In einer ihnen übergebenen Instruction waren sie angewiesen, den Frieden mit Russland auf alle Weise herbeizuführen. — Am 16. März hatten die Abgesandten der Städte Riga, Reval und Dorpat eine besondere Besprechung, und hat dabei Clodt den Entwurf der städtischen Anträge vorgelesen. Der Landtag dauerte bis zum 28. und haben die revalischen Gesandten über ihre Thätigkeit in den Tagen vom 13. bis 28. März dem Rathe gleichlautend mit ihren Collegen aus Riga berichtet.

Am 12. Juni erhalten Clodt und der Rathsherr Ewert Kamferbeck vom Ordensmeister aus seinem Lager von Kirimpäh die Aufforderung, zu ihm behufs Besprechung von Landesangelegenheiten zu kommen. Von da aus begaben sie sich in die Nähe von Dorpat, betraten die Stadt aber nicht, weil diese inzwischen von den Russen unter Schuisky eingenommen worden war. Nach Reval zurückgekehrt, fanden sie ein Schreiben Schuiskys vor, in welchem Estland namens des Zaren aufgefordert wurde, sich ihm zu ergeben. Die Beantwortung dieses Schreibens wurde von der harrisch-wierschen Ritterschaft und dem Rathe Clodt übergeben. In dem von ihm verfassten Schreiben — es ist zwischen dem 24. und 27. Juli zu datiren — heisst es: Die gewünschte Ergebung könne nicht stattfinden. Sie wollten wol des Zaren gute Nachbarn und Freunde sein, aber nicht seine Unterthanen. Sie seien ihm ja nicht, wie Dorpat, Zins schuldig und hätten ihm kein Leid gethan. Trotzdem hätten die Russen Wierland, Allentacken und Jerwen jämmerlich verwüstet. Weil aber ihr Vaterland und die Stadt Reval dem

Herrmeister zu Livland vom Könige zu Dänemark verleht worden, so zieme es sich für die Edelleute und die Stadt wohl, dass, so lange dieser König es zu erhalten im Stande und so lange der Comptur zu Reval damit einverstanden sei, Estland zu seinem alten Könige und Erbherrn zurückkehre, nicht aber, dass jemand anderem als genanntem Könige und Erbherrn «die Stirn geschlagen werde». In gleicher Weise hätten sich auch die Compture von Riga und Dünaburg zu Dänemark gestellt. Das Schloss von Reval und der Dom seien mit Genehmigung des Bischofs schon von dänischen Kriegsleuten besetzt worden¹.

In dieser allgemeinen Rathlosigkeit wurde auch in Estland der Plan, den dänischen Schutz anzurufen, in immer ernstere Erwägung gezogen. Schon am 6. Juli hatten Ritterchaft und Rath dem Ordensmeister angekündigt, sie wollten Clodt und den Rathsherrn Ivo von der Hoye nach Dänemark schicken, um mit dem Könige deshalb zu verhandeln. Am 27. dess. M. begaben sich die Genannten auf die Reise, mit einem — von Clodt verfassten — Beglaubigungsschreiben des Raths und der Ritterchaft versehen. In Kopenhagen angekommen — so berichten sie am 12. August aus Aarhus — fanden sie den König nicht mehr vor; derselbe war nach Jütland gereist. Dahin folgten sie ihm nun. Es ging zuerst über Seeland, wozu ihnen königliche Führer mit Pferden und Wagen zur Verfügung gestellt wurden. Die Gesandten klagen in ihrem Berichte über langsame Reise und über die Kosten in den Herbergen, die «ihren Beutel übersteigen». Die Belte und der Landweg über Fühnen hielten sie auch auf. In Aarhus angekommen, wurde ihnen der königliche Bescheid, dort so lange zu bleiben, bis er sie zu sich gefordert habe. Den Comptur von Dünaburg, Franz v. Stiten, der ihnen in Riga durch sein zuchtloses Benehmen so viel Aergernis bereitet, hätten sie in Kopenhagen angetroffen, wo er auch zurückgeblieben sei. In Kopenhagen sei ihnen auch eine Menge wohlausgerüsteter Schiffe zu Gesicht gekommen; welche Bestimmung sie hätten, sei ihnen nicht bekannt geworden. — Der zweite Reisebericht ist aus Aalborg vom 28. August datirt. Dort waren sie auf die Nachricht hin, dass der König nach Norden gezogen sei, am 15. angekommen. Sie fanden da den schon genannten Comptur von Dünaburg vor. Der König hatte sein Jagdhaus Worgarde (nicht weit von Skagen)

¹ Es ist hier die am 26. Juli auf Veranstaltung von Christian v. Mönninghusen stattgehabte Besetzung gemeint.

bezogen und entbot die Gesandten dorthin. Er empfing nach eingemommener Mahlzeit, zu der auch die Gesandten hinzugezogen waren, die Creditive derselben und hörte ihre mündlichen Anträge. Schon alt und kränklich, konnte er sich nicht dazu entschliessen, das ihm angetragene Protectorat anzunehmen. Nachdem mit seinen Räthen weiter verhandelt worden war, kam der König wieder nach Aalborg. Sein schliesslicher Bescheid lautete, obschon es ihm schwer werde, sich den Zaren als Feind auf den Hals zu laden, wolle er doch seinen Einfluss bei ihm dahin geltend zu machen suchen, dass das altdänische Herzogthum Estland und Reval von ihm verschont würden. Von den Hansestädten — so schliesst der zweite Bericht — seien auch Abgesandte angekommen; doch sei nicht zu spüren, dass sie sich Estlands annehmen wollten. — Die revalschen Gesandten geben sich mit dem bisherigen halbwegs schlechten Erfolge ihrer Mission nicht zufrieden. Sie bleiben fürs erste in Jütland, um bei etwas besserer Constellation der Dinge für ihr Heimatland zu sorgen.

Hier, d. h. in Estland, hatte mit der inzwischen gesteigerten Russengefahr der Gedanke, sich auch um den Schutz Schwedens zu bemühen, einen Schutz, der ja, wie schon erwähnt, auf dem letzten wolmarer Landtage angetragen, aber zurückgewiesen worden war, zu Verhandlungen mit dem Herzog Johann von Finnland geführt. Heinrich Claeson (Horn) war zu dem Zwecke nach Reval gekommen, um sich persönlich von der Stimmung zu überzeugen. Am 23. Juli berichtet er darüber dem Herzoge: Dorpat sei gefallen und der Russen Raubzüge dehnten sich unausgesetzt weiter nach Norden aus. Unter dem Einflusse dieser Gefahr und der Unschlüssigkeit des Ordensmeisters sowie Dänemarks habe er, namentlich im Schosse des Raths, für Schweden an Terrain gewonnen. Christoph v. Mönlichusen und der Syndicus von Reval wirkten ihm zwar entgegen, die Majorität des Raths sei aber für Schweden. Bei dieser Gelegenheit nennt Horn den Syndicus Clodt einen Verräther, weil er den Anschluss an Dänemark dem an Schweden vorziehe.

Der Herzog Johann hatte seinem Vater darüber berichtet und von ihm am 23. August aus Stockholm zur Antwort erhalten, er solle sich mit den Schutzanerbietungen in Reval nicht übereilen und lieber abwarten, welchen Erfolg die Verhandlungen der revalschen Gesandten in Dänemark haben würden. Der erste Schritt zur Schutzgewährung sei überhaupt von den Revalern zu machen.

Der vom Schwedenkönige erwartete Erfolg war aber in Dänemark wenigstens so weit vorbereitet, dass ein in Reval am 26. Juli in Gegenwart Clodts aufgemachtes Notariatsinstrument, in welchem bekundet war, dass das Schloss und Gebiet von Reval dem Könige von Dänemark zu übergeben sei, am 15. u. 16. Sept. in Aalborg und Randers in Gegenwart des Compturs von Reval, des dänischen Vertreters Mönlichhusen und des revalschen Syndicus erneuert und dem Vertreter des Ordensmeisters überreicht wurde. Wie zweifelhaft Clodts Stellung zu diesem Acte war und wie ungern er im Interesse des Ordens an ihm theilgenommen, erhellt aus der Bemerkung des kaiserlichen Notars, Clodt habe es nicht gern gesehen, dass sein Name im Instrumente genannt würde.

Aus einer «Zeitung», datirt Reval, 23. October, ergibt sich, dass die revalschen Abgesandten, unter ihnen Mönlichhusen und Clodt, Dänemark verlassen und sich nach Bremen begeben haben, um mit der Hansa zu verhandeln.

Die Hansa war ja ein hochwichtiger Factor in den damaligen Händeln. Nicht nur die Hilfe, die sie dem Orden angedeihen lassen konnte, sondern auch die für Lübeck so vortheilhafte, für Reval aber so nachtheilige Schiffahrt nach Narva waren Dinge, die eine sorgfältige Behandlung an Ort und Stelle erheischten. Ueber den wenig erfreulichen Fortgang dieser Verhandlungen berichtet uns Clodt unter dem 23. September aus Warberg¹. Die Vertreter der Hansa, schreibt Clodt, seien mit Mistrauen gegen Reval erfüllt, ferner, dass er krank geworden; doch gehe es ihm jetzt besser. Vor Weihnachten könne er jedoch keinen Bescheid der Städte erhalten. Er gebe sich alle Mühe, die Städte zu Beistuern zu bewegen. Am meisten Vertrauen habe er noch zu den preussischen Städten. In Lübeck verlange man vor allen Dingen Beilegung der Händel aus Aerger über die Kapereien, denen ihre Schiffe ausgesetzt seien. Er, Clodt, habe nur den Wunsch, bald nach Reval zurückzukehren. Denn nirgendwo anders möchte er leben und sterben als in Reval. «So gefällt mir mit der Zeit Lübeck und Deutschland doch nicht, es gefalle einem Andern, wie es wolle.»

Diesem Wunsche Clodts entsprechen aber die weiteren Verhandlungen mit den Hansestädten keineswegs; sie hielten ihn, wie wir weiter unten sehen werden, bis zum Frühjahr 1559 in Lübeck auf.

¹ Die damalige Festung und jetzige Stadt an der Westküste Schonens.

Wenig glücklicher erging es dem harrisch-wierschen Gesandten. Nach einem Briefe des bekannten revalschen Physicus Dr. Matheus Friesner, d. d. Reval 11. November 1558, an den Herzog Johann von Finnland traf am 1. dess. M. ein dänisches Schiff aus Kopenhagen hier ein, jedoch nur mit der Leiche des auf der Ueberfahrt verstorbenen Bruno Wettberg; der andere der Gesandten, Fabian v. Tiesenhausen¹, war in Kopenhagen gestorben. Der Comptur von Reval — heisst es im Friesnerschen Briefe weiter — sei von dem von Dünaburg deshalb gescholten worden, dass er das Schloss den Dänen überantwortet habe, worauf er geantwortet, die harrisch-wierschen Räthe und der Syndicus von Reval hätten es ihm dringend angerathen und sei darüber ein Instrument — das oben genannte Notariatsinstrument — in Gegenwart dieser Personen ausgefertigt worden.

Die Verhandlungen mit der Hansa wurden immer schwieriger und zeitraubender. Schon war das neue Jahr (1559) da, und noch war man keinen Schritt weiter gekommen. Clodt und Ivo von der Hoyer berichten am 1. Januar dem revaler Rathe von Lübeck aus Folgendes: In Lübeck seien sie auf die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr vertröstet und ihnen gerathen worden, inzwischen Hamburg, Bremen und Lüneburg aufzusuchen. Das hätten sie denn auch gethan, auch nach Dithmarschen hätten sie sich begeben. Ueberall habe man Mitleid mit der traurigen Lage Livlands gezeigt, eine Bethätigung desselben müsse aber noch abgewartet werden. Im lübischen Rathe hätte man ihnen gesagt, da die bez. Erklärungen von Danzig, Braunschweig und Lüneburg noch nicht eingegangen, könne der Bund auch noch nicht resolviren. Ihre Lage — schreiben die Delegirten — werde aber um so schwieriger, als sie seit Ende October ohne Nachrichten von Reval seien, während der Comptur von Dünaburg während derselben Zeit schon zweimal Botschaft von Hause gehabt. — Aus Frankreich und England böten sich Reiter und Fussvolk genügend an, aber weder sie noch die Vertreter des Ordensmeisters hätten Geld, um sie anzuwerben. Leider seien auch alle Kriegs- und andere Fahrzeuge in Lübeck nach Wiborg besprochen. In Kiel könne man zwar Schiffe bekommen, nur müsse die Hansa sich für die Bezahlung verbürgen. Mit dem von ihnen angeschafften Geschütze werde, so hoffen sie, der Rath zufrieden sein. Der Brief schliesst mit wehmüthigen Betrachtungen über das Geschick des Landes. — In ihrem folgenden Berichte vom 18. Februar melden sie dem

¹ Von ihm stammt das zum Schluss abgedruckte Gedicht.

Rathe, dass sie einen Theil des Geldes für die Geschütze — 2 Schlangen von je 16 Fuss Länge — zwar mit 800 Thl. bezahlt, für den schuldigen Rest aber Bürgen in Lübeck aufzutreiben bemüht seien. Dass die Hansastädte oder der Comptur es thun würden, sei nicht anzunehmen. Wenn die Herren und der Adel nur ihre Kisten aufmachen wollten, so fehlte es ja nicht an Geld und wäre es überhaupt nie so weit gekommen, wie jetzt. Clodt bittet den Rath darum, die Befestigungen fortzusetzen, namentlich zwischen den Mauern und dem Walle vor der Lehm- zur Karrisforte und nach der kleinen Strandpforte hin.

Am 20. März schreiben die Gesandten aus Lübeck, starke Rüstungen seien zu bemerken; doch wisse man nicht, wem sie gelten. 40 Fähnlein Knechte und 4000 Pferde seien bei Hamburg und Lübeck beisammen. Sie hätten sich mit dem Bischof, der nur 2 Meilen von der Stadt wohne, besprochen, was wol jetzt zu thun sei, nachdem der König von Dänemark gestorben, ob man sich zur Errettung vor dem Muscoviter Schweden oder Polen unterwerfen solle. Auch wären sie mit dem Comptur gern wieder nach Dänemark gereist, um Gewissheit über das dänische Bündnis zu erlangen; der Comptur hätte sich aber abwehrend dagegen verhalten. Dem jungen Könige (Friedrich II.) hätte ganz Dänemark, Adel, Städte und Bauern gehuldigt. — Der Deutschmeister wolle die livländische Sache auf dem Reichstage vorbringen, worüber Oetting ihnen nach Danzig Bericht erstatten werde. In Livland schein man allen Trost nur vom Reiche und von den Städten zu erwarten. In Folge dessen hätten sie auf Anrathen des Compturs (von Düna-burg) auf einen Hansatag gedrungen; ob ein solcher ausgeschrieben werden würde, stehe noch dahin. Brüggener mit einem Edelmannen Fürstenberg und Recke seien nach Westphalen gereist, um dort das Interesse für Livland rege zu erhalten. Der Comptur habe sich durch die Mark zum Reichstage begeben. Wenn es möglich gewesen wäre, hätten Dellinghusen und er, Clodt, sich ihm so gern angeschlossen. Lieber hätte er 100 Thl. aus seinem Beutel gezahlt, wenn er der Reichstagsverhandlung hätte beiwohnen können, um sicheren Bescheid darüber zu erfahren, was man im Reiche thun wolle. Erführe der Russe, dass weder der Reichstag, noch Mecklenburg, Pommern, Polen, Dänemark, Schweden und die Städte etwas thäten, so würdê er das Aeusserste versuchen.

Wann Clodt mit seinen Collegen von seiner diplomatischen Mission aus Dänemark und Lübeck nach Reval zurückgekehrt, finden

wir nirgends angegeben. Im Herbste musste er aber eine neue Sendung und zwar nach Riga und Wenden übernehmen. Otto v. Taube als Vertreter der Ritterschaft begleitete ihn dahin. Die vom harrisch-wierschen Rathe und dem Rathe der Stadt Reval am 27. October ausgefertigte Instruction — Verfasser derselben ist Clodt — belehrt uns über den Zweck der Reise. Es galt bei der Stadt Riga eine Anleihe von 60000 Gulden für den Ordensmeister zu contrahiren. Die Instruction weist darauf hin, dass nach den Vorgängen in Dorpat und Narva die Gefahr für ganz Livland eine sehr drohende geworden und dass man nicht erst an Beispiele «aus heidnischen Historien», an Roms Bedrohung durch Hannibal und an die Zerstörung Carthagos durch Scipio erinnert zu werden brauche, um alles für die Abwendung der eigenen Gefahr zu thun. Dazu gehöre vor allen Dingen Geld. Reval habe schon durch Aufführung von Wällen und Mauern, sowie durch Anschaffung von Geschützen alles gethan, was in seinen Kräften gestanden. Es müsse aber mehr geschehen. Wie Constantinopel, Rhodus und Ofen in ihrem Widerstande gegen die Türken es gezeigt, und wie Dorpat es in jüngster Zeit bewiesen, genüge es nicht, den Feind in einer befestigten Stadt zu erwarten, sondern man müsse ihm im offenen Felde entgegengehen. Zwar habe das heilige römische Reich Hilfe zugesagt, aber nur wenig vom Versprochenen gehalten. So nähmen nun die harrisch-wiersche Ritterschaft und der Rath der Stadt Reval zu Riga ihre Zuflucht. Eingedenk des herrlichen Spruches «*Quod pecuniam in loco et tempore non negligere summum interdum lucrum*»¹, sowie des anderen Verses des Poeten: «*quod tum primum nostra intelligimus bona, quum quae habuimus amisimus*»¹, wendeten sie sich jetzt an die Stadt Riga mit der Bitte, den Ueberbringern dieses Schreibens, Otto Taube und Justus Claudius, gegen eine Verschreibung 60000 Gulden darzuleihen. — Ueber den Erfolg dieser Mission berichten die Gesandten — der Bericht ist von Clodts eigener Hand — vom 14. u. 18. November wenig Tröstliches aus Riga. Die Knechte zu Wenden und Wolmar lägen still und trieben grossen Uebermuth, und aus Littauen kämen gar keine Nachrichten. Möchte die Nachricht nur wahr sein, dass die Unsrigen den Feind angegriffen und 700 Mann erlegt hätten. Für Land, das man verpfände, bekäme man noch Geld, aber auf blosser allgemeine Verbürgung hin wolle niemand etwas geben. Der Geiz leide es nicht,

¹ Welchem Dichter sollten diese, offenbar nicht wörtlichen Citate entlehnt sein?

und vom Geldwurm und Mameluckendiener Gildenbecker könne man nicht einen Pfenning kriegen und wenn er auch dem Ordensmeister gegen genügendes Unterpfand und jährliche Zinsen etliche tausend vorgeschossen, so müsse er doch Sr. fürstl. Gnaden alle Woche von 100 Mark 5 Mark geben. Sollte man solchen Schindern alles nehmen, was sie so schon längst aus dem Lande gezogen, so brauchte man sich deshalb kein Gewissen zu machen, da Gott und das Recht den Wucher verböten. — Der Bericht vom 18. spricht sich kurz über die Andauer der Zwangslage aus und schliesst mit der Freudenbotschaft, «dass der liebe Gott dem Ordensmeister eine Victoria gegeben» (wol der Sieg vom 11. November im Dörptschen).

Taube und Clodt müssen wol erst zu Anfang des Jahres 1560 nach Reval zurückgekehrt sein. Denn erst aus dieser Zeit liegt uns ein Schreiben derselben aus Reval an den Ordensmeister vor, in welchem sie zuerst melden, der Rath werde ihm selbst wegen der Angelegenheit antworten. Der Fall von Marienburg habe grosse Besorgnisse erregt und auch das Gerücht, der Herzog Magnus sei nach Oesel aufgebrochen, habe Eindruck gemacht, wenn diesem Gerüchte auch wenig Glauben zu schenken sei. Der Ordensmeister beruhigt bald nach Empfang dieses Schreibens die Absender desselben; es sei nur «unnützes Geschwätz», das über Dänemarks Trachten umlaufe. Diese Nachricht beruhigt nun unsere Gesandten. Dagegen macht es ihnen Sorge, dass ein Bote (Franz Jericho) aus Fellin mit einem Schreiben von Fürstenberg in Reval angekommen war. Möglicherweise — schreiben sie dem Ordensmeister — enthalte dasselbe Vorschläge, welche der politischen Lage des Landes schädlich sein könnten, und sei es daher rathsam, das Schreiben nur in Gegenwart der ritterschaftlichen und städtischen Vertretung zu eröffnen und es nicht sofort bekannt zu machen. Noch hätten die Stände dem neuen Ordensmeister nicht gehuldigt und seien daher dem alten noch verbunden. In jedem Falle — bitten sie Kettler — möge er nur im Einverständnisse mit Fürstenberg handeln, damit nicht zweierlei Politik getrieben werde. Sie gedächten dabei der Tags zuvor gehörten Predigt, dass nach den Worten der Schrift jedes Reich, welches in sich uneinig sei, nicht bestehen könne.

Inzwischen waren die Verhandlungen zwischen Kettler, dem Markgrafen von Brandenburg und seinem Coadjutor Herzog von Mecklenburg wegen Uebergabe des Bisthums Oesel an Magnus von Holstein so weit gediehen, dass zum 18. Juni 1560 eine des-

fallsige Besprechung auf dem pernauer Handelstage anberaumt wurde. Da der Ordensmeister, wie er in Riga urkundlich bezeugt, verhindert war, persönlich zu erscheinen, ermächtigte er Otto Taube, Erhard Nolde und J. Clodt ihn zu vertreten. Doch änderte er bald aus uns unbekanntem Gründen diesen Plan, meldete dem revaler Rathe, dass er doch kommen werde und bat ihn um Ernennung dreier Gesandten, auch ersuchte er Clodt, doch ja nicht in Pernau auszubleiben. Diese Zusammenkunft kam jedoch gar nicht zu Stande, weil nach dem Falle von Fellin der Feind bis in die Gegend von Pernau streifte.

Clodt begab sich nun zum Ordensmeister nach Salis und Dünamünde. Hier wird seine Feder vom Ordensmeister dazu in Anspruch genommen, Fürstenberg in seiner bedrängten Lage durch Rathschläge beizustehen. Einem — von Clodt angefertigten — Schreiben Kettlers an den alten Meister d. d. Salis, 15. August dess. J. ist Folgendes zu entnehmen. Kettler nennt Fürstenberg seinen «geliebten Herrn und Vater» und spricht ihm gegenüber seinen Schmerz darüber aus, dass, wie er erfahren, der Landmarschall ein Treffen verloren, wobei er selbst und seine Mitgebietiger theils in Gefangenschaft gerathen, theils niedergemacht worden. Man hätte sie hier (in Salis) öfters gewarnt, mit dem Feinde nicht früher zu «scharmützel», als bis das königliche (d. h. polnische) Heer zu Hilfe gekommen. Diesen Rath habe der Landmarschall nicht befolgt. Endlich sei es ihm, Kettler, gelungen, unter Beistand des Erzbischofs und seines Coadjutors die Meinungsverschiedenheiten der Stände so weit auszugleichen, dass sie mit Unterstützung des heil. römischen Reichs und des Königs von Polen dem Feinde die Stirn zu bieten bereit seien. Er habe erfahren, dass der Feind gegen Fellin vorrücke, um es zu belagern. Möchte Fürstenberg darüber nicht den Muth sinken lassen, sondern ritterlich dem Feinde widerstehen; der Entsatz werde nicht ausbleiben.

Die U n t e r h a n d l u n g e n m i t P o l e n treten jetzt immer mehr in den Vordergrund. Diese erforderten eine persönliche Vertretung des Ordens beim Könige Sigismund August. Der Ordensmeister erwählte auch dazu wieder neben Michael Brunnow den revalschen Syndicus. Zwei zu diesem Zwecke von Dünamünde 16. August datirte Creditive an den König und den Palatin von Wilna, Nicolaus Radziwil, sind von Clodt concipirt. Die Abreise der Gesandten nach Littauen muss bald darauf erfolgt sein, denn die ihnen mitgegebene Instruction trägt das Datum des 31. August.

— Noch von Riga aus schreibt Clodt dem Rathe am 22. dess. M.: Ueber die Nachricht, dass Conrad Dellinghusen ihn im Syndicate vertreten wolle, müsse er seine Zufriedenheit aussprechen, da er schon lange eingesehen, dass er in jetziger Zeit sein Amt nicht versehen könne. Doch gedenke er nach seiner Rückkehr sich den gewohnten Geschäften so lange widmen zu können, bis er einen genügenden Nachfolger gefunden. «Denn wenn mir einer das ganze Meisterthum («Meisterdom») geben wollte, soll er mich, so Gott will, keines anderen Sinnes finden.» — Morgen reise er, sehr wider seinen Willen, nach Wilna zum Könige von Polen. Am 18. sei der Ordensmeister zwischen Riga und Wenden fast in des Feindes Gewalt gerathen. Sei es nun gerathen, fragt er, in dieser allgemeinen Bedrängnis länger zu warten? Allerdings heisse es, Schweden wolle zu Hilfe kommen; darauf gebe er aber nicht viel und wundere sich nur, dass ihm der Rath darüber nichts geschrieben habe. — Gar traurig seien die Nachrichten über Fellin und Fürstenberg. So weit bisher Hilfe geleistet worden, sei dies Kettler zu verdanken. Gott möge ihnen, den Gesandten, den Geist der Weisheit und dem Ordensmeister das Schwert Gideons verleihen.

Der wilnaer Aufenthalt steht bei seinem Beginne unter dem Eindrucke des neuesten Vorganges, des Falles von Fellin. Leiblich — schreibt Clodt dem Rathe am 6. September — gehe es ihm ganz leidlich; «aber,» fügt er hinzu, «der Unfall mit dem alten Herrn und der Stadt Fellin betrübet mich doch also, dass ich schon lebendig todt bin. Und ob wir wohl erfahren» — fährt er fort — «und zum Theil täglich spüren, dass man auf Menschen, Könige und Fürsten nicht bauen soll, sintemal in der Noth jeder Trost ausser Gott nichtig ist, so würde er uns dennoch, wenn wir bussfertig wären und Gott von Herzen anriefen, zu allen Händeln Glück und Segen verleihen. Aber wir sind voller Sünden und auch diejenigen, die uns helfen sollen. Nun sei dem, wie ihm wolle, wir wissen dennoch, dass Gott seinen Sohn um der Sünder willen gesandt hat, wenn er hier zeitlich am Leibe, Regiment, Haus, Hof, Weib und Kindern straft, es sei durch Pestilenz, Hunger oder Krieg, dennoch will er uns nicht verloren sein lassen, wie es an David, Hiob und Andern augenscheinlich ist. Dem müssen wir trauen und auf ihn hoffen, wenn er uns auch todtschläge; denn er giebt, er nimmt, gebenedeiet sei er. Es ist hier eine kleine Zeit; wenn wir schon Feinde haben, müssen wir doch bald nach unserem ewigen Vaterlande. Darum mit David zu singen: nehmen die

Tyrannen den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib; lass fahren dahin, Gottes Reich muss uns doch bleiben. Ich bekenne hierbei auch wohl, dass bei Vielen der Geist willig, das Fleisch aber, welches vor dem Tode und Martern zittert, schwach ist, wie denn von der Zaghaftigkeit im Leiden der Herr Christus nicht ganz entfreit war. Dennoch, weil diese Noth vorhanden, muss man ein Herz fassen und denken, wie viel besser sei ein ehrlicher Tod, als ein schändlich Leben. Denn was haben sie davon, die sich aus Dörpt und Narwa begeben, wenn sie Gelds genug mit sich ausgebracht; was hat mein armer Gefangener aus Fellin, welche alle, da sie das Leben erretten wollten, also in Elend und Gefängnis leben, dass sie alle Tage, sie seien, wo sie wollen, sich lieber den Tod wünschen.» — Clodt meldet dann, es sei ihm zuvörderst gelungen, den König von Polen zu sofortiger Action zu bewegen. Wenn Reval angegriffen würde, wolle er den pommerschen Wojewoden Fabian v. Chemen mit einem Fähnlein zur See zu Hilfe schicken und auch nach Weissenstein deutsche Herren, die das Schloss für den König erhalten sollten. Auch habe der König versprochen, sich des Kriegsvolks anzunehmen; dasselbe zu bezahlen, alle Festungen mit Besatzung und Proviant, der bereits in Preussen bestellt sei, zu versehen. Und das «alles aus guter Meinung», denn man unserm Herrn (d. h. dem Ordensmeister) gewogen sei und denselben bei Land und Leuten lassen wolle. Aber — fügt Clodt in einer Parantese hinzu — bei einem anderen und gottseligeren Regimente, wie denn die Herren Bürgermeister es wissen¹. — Des Schwedenkönigs Hilfsanbieten habe ihn, Clodt, erquickt. Seiner Mahnung, standhaft zu bleiben, bitte er Gehör zu schenken. Was sei Gold und Silber besser, als Kupfer, Blei und Zinn. Das beste sei aber das Eisen; das möge man brauchen und seine Hände in der Feinde Blut heiligen. Hilfe das nicht, so möge man Frieden schliessen, da alle Zeit, wie Cicero sage², ein unbilliger Friede dem gerechtesten Kriege vorzuziehen sei, wenn es nur nicht mit Schanden zugehe. Wer wollte da nicht Gott um Erhaltung des Friedens bitten, wer wollte da nicht reiten, jagen, plagen, Leib und Leben wagen, Gott zur Ehre, dem Vaterlande zu Gute. «Darum will ich gern jagen, reiten und plagen, und

¹ Worauf sich diese Einschränkung bezieht, bleibt unklar. Der bez. Passus hat die Randbemerkung: «*haec in parenthesi non legantur coram plebe*».

² Wo Cicero sich speciell über Krieg und Frieden so ausgesprochen, möchte schwer nachzuweisen sein.

wüsste ich, wie der Heide Curtius es gethan, mein Livland mit meinem Blute zu erretten, so glaube man mir es kühnlich, ich wollte es willig und gern thun.» Zur Standhaftigkeit mahne aber auch das Schicksal Magdeburgs¹ — Clodt nennt es Meideborch — diesem Beispiele folge man.

Die Meldung seiner Gesandten, dass der König von Polen bereit sei, die Festungen mit Mannschaften zu besetzen und sie mit Proviant zu versehen, veranlasst den Ordensmeister, seine Vertreter in Wilna zur Vorsicht zu mahnen. In seinem Schreiben d. d. Dünamünde 19. September macht er ihnen zur Pflicht, die Abmachungen mit dem Könige so zu stipuliren, dass nach beendetem Kriege die Grenzfestungen dem Orden wiedergegeben werden, und bittet Clodt namentlich darauf zu achten, dass die darauf bez. Abmachungen genau geprüft würden.

Am 21. October antworten die Gesandten dem Ordensmeister — das Schreiben ist von Clodts Hand — dass die Vereinbarung wegen der Präsidien (so nannte man damals die polnischen Besatzungen) mit dem Könige zwar besprochen, letzterer aber gebeten habe, die Sache so lange noch geheim zu halten, als die Gesandtschaft nach Moskau noch nicht abgegangen sei. Erführe nämlich der Zar, dass Livland sich durch Einräumung von Festungen in Polens Schutz begeben, so würde das den Friedensschluss mit Moskau schädlich beeinflussen.

Den Ordensmeister veranlasste dieser erbetene Aufschub, die Beziehungen zu Polen auf einer Zusammenkunft mit dem Palatin von Wilna in Riga vertraulich zu besprechen, und fordert der Ordensmeister u. a. auch die harrisch-wiersche Ritterschaft und den revaler Rath auf, diese Zusammenkunft zu besenden. Beide übertragen die desfallsige Mission Clodt, der sich nun aus Wilna nach Riga begab. Von hier aus meldet derselbe unterm 3. November seine Ankunft und beklagt es, dass «aus ihrer Zahl der gute Lütke, der so kläglich mit den anderen redlichen Leuten und Gesellen geblieben», fehle². — Die Verhandlungen mit den Polen hielten ihn fürs erste in Riga fest und sei zu wünschen, dass der Rath mit der

¹ Bekanntlich war Magdeburg in der Interimszeit ein Asyl für 400 protestantische Geistliche und, um 1550 belagert, ein Hort des Protestantismus.

² Es war dies, wie uns Henning l. c. S. 62 berichtet, Lydeke v. Oytten, der am 11. September im Scharmützel zwischen Hark und Reval gefallen war. Dass er, wie Arndt l. c. S. 250 angiebt, Rathsherr gewesen, ist doch wol sehr zweifelhaft, da ihn Bunge in seiner Rathslinie nicht als solchen anführt.

Sendung der übrigen Delegirten nicht zögere. Gegen die Vorwürfe, denen man begegne, dass er, Clodt, säumig und der Ordensmeister untreu sei, müsse er sich verwahren; beide hätten es an Arbeit und Mühe nicht fehlen lassen.

Die Meldung Clodts, dass er nach Riga gekommen sei, muss sich mit einem Schreiben des revalschen an den rigaschen Rath vom 17. N o v e m b e r gekreuzt haben. In diesem schreibt ersterer an letzteren, er wisse nicht, ob «unser Syndicus» schon da sei und nimmt an, dass man in Riga solchen Falls das an Clodt gerichtete Creditiv eröffnet und daraus die Stellung Revals zur polnischen resp. Präsidienfrage entnommen habe. Der Rath bittet um umgehende Nachricht darüber, was Riga zu thun gedenke.

Am 27. N o v e m b e r ist Radziwil noch immer nicht eingetroffen und habe man diese Zeit — berichtet Clodt — dazu benutzt, um die Münze zu ordnen. Von der verstehe er übrigens nichts und warte daher recht ungeduldig auf seine Collegen aus Reval. Auch der Herzog von Preussen habe einen darin erfahrenen Mann nach Riga geschickt und sei daher wol anzunehmen, dass die Münzordnung sachgemäss werde erledigt sein. Die neuen Münzen würden jetzt den polnischen, preussischen und lübischen in Schrot und Korn gleichwichtig sein. — Rücksichtlich der Präsidien möge Reval sich nach der Antwort des OM. und Rigas richten. Vom Anwerben eigener Reiter rath Clodt ab. Der Adel werde hoffentlich die erforderliche Zahl stellen, und werde derselbe doch auch wol in die Zerstörung des Brigittenklosters willigen. «Denn allemal lässt sich ein Kloster leichter als eine Stadt erbauen.» Dass ein Kloster eine Ursache sein sollte, dass ein ganzes Land verloren gehe, streite wider die Wahrheit, ein kleineres Uebel sei einem grösseren vorzuziehen. Wolle man aber das Kloster erhalten, so möge man es mit Reitern und Geschütz belegen. Sonst nehme der Feind das Blockhaus (sc. das am Ende der Hafenbrücke befindliche) und dann würde es heissen: ade Schifffahrt, ade Reval! Edel und unedel müssten einmüthig handeln, wie es in Magdeburg geschehen. Reiter und Knechte müssten einträchtiglich und «fein nüchtern» sein. Denn die beiden, Eintracht und Nüchternheit, seien nächst Gottesfurcht bei einer Belagerung nöthig und nütz, sonst gehe es, wie bei Troja: der Wagen wolle nicht vorwärts, wenn die Pferde nicht in gleicher Richtung zögen.

Am 13. D e c e m b e r entschuldigt sich die harrisch-wiersche Ritterschaft beim OM. wegen Ausbleibens ihrer Gesandten Hermann

Anrep, Robrecht von Gilsen, Joachim Betholt und Jürgen von der Heyden und erkundigt sich, ob Clodt dem ihm gewordenen Auftrage, die Noth von Stadt und Land zu schildern, nachgekommen sei. Auch bittet sie um Auskunft, wie es denn mit dem polnischen Schutze stehe. Clodt schreibt darauf am 18. dess. M. an den Rath. Vergebens habe er auf Radziwils Ankunft gewartet; vor Weihnachten werde er nicht nach Riga kommen. Ob damit aber der Stadt und dem Lande viel gedient sei, dass sich die Händel in die Länge zögen, könne er nicht bei sich ermessen und sei daher «ein betrübtter Mann». Möglicherweise sei nach Wilna die Nachricht eines «Anstandes» (wol Waffenstillstandes mit Moskau) gelangt, womit man den König sicher machen wolle, auf dass er für die Festungen nicht Sorge. «Aber ich fürchte, dass der Feind den König mit uns und uns mit ihm betrügt.» Der grossfürstliche Vertreter in Fellin habe in diesem Sinne an die von Helmet und Karkus geschrieben: sie (die Russen) gedächten keinen Stillstand länger zu halten, als ihnen der Grossfürst befehlen werde. Denn Livland gehöre ihm, die Bewohner dieses Landes seien seit langer Zeit seine Zinsleute; die meineidigen Deutschen hätten es «verloffen» (?); der Herr vom Lande, der Meister und der Bischof von Dorpat hätten sich dem Grossfürsten ergeben, nicht minder der gemeine Bauersmann; dem hätte der Grossfürst Sicherung zugesagt und Briefe gegeben. Darum sollten sich die Polen nicht um die Bauern kümmern, wie sie hörten, dass sie es thäten. Und obwol die anderen deutschen Verräther sich unter den Schutz von Polen begeben, so möchte der König doch zusehen, wie er mit ihnen fahren werde. — Wegen der Präsidien meldet Clodt, der König habe sich entschlossen, in Anbetracht der hohen Futterpreise Fussvolk statt Reiter nach Reval, Pernau und Weissenstein zu schicken. Bei der kalten Winterzeit möchte man, so rath Clodt an, die armen Leute theils in Fischermay, theils, falls es nicht schon abgerissen sein sollte, im Brigittenkloster, theils auf dem Dom unterbringen; man könne sie mit Brod und Heringen unterhalten. Die Insassen der zu evacuierenden Siechenhäuser müssten dann im St. Canutigildehause, die Schulknaben aber im Heiligengeisthause, die Mädchen im Waisenhouse von St. Olai untergebracht werden. — Ueber die Bewohner der Stadt Riga klagt er: «sie leben in aller Sicherheit, sie denken nicht einmal daran, wo sie das Volk lassen sollen». Die Noth, in welcher sich die Revalschen befänden, wisse er zu würdigen. Drei Jahre von Haus und Hof

entfernt, habe er, der es auch von Jugend auf nicht überflüssig gehabt, es persönlich kennen gelernt, was es mit Entbehrungen auf sich habe. Die Bedrängnis mancher adligen Frauen und Jungfrauen habe er der Königin (*sc.* von Polen) und ihrem «Frauenzimmer» geschildert und sie gebeten, dahin zu wirken, dass es zum Frieden oder Waffenstillstande komme, damit sie nicht, allem deutschen Adel zur Unehre, in Armuth möchten sterben oder zu Dingen ihre Zuflucht nehmen, die ihnen unziemlich wären. Clodt hofft, dass sein treuunterthäniges Anhalten und seiner gnädigsten Frau Königin sammt der jungen Fräulein und ganzen Jungfrauen- und Frauenzimmer Bitte Frucht schaffen werde.

Zu Ende des alten oder zu Anfang des neuen Jahres (1561) war Clodt wieder in Reval. Seiner «Begütigung» — schreibt der Rath an Othmar v. Galen am 23. Januar — sei es zu danken, dass die Bürger keine Beschwerde mehr über die eingetroffene polnische Besatzung erhöben. Zu letzterer hat man übrigens in Reval kein Vertrauen und wolle um ihretwillen das deutsche Kriegsvolk nicht entlassen. — In derselben Angelegenheit wendet sich Clodt an den OM. In etwas anderem Sinne, wie der Rath, berichtet er, die Polen seien «mit Ehren und Freuden» in Reval empfangen worden. Doch könne man sie beim besten Willen nicht unterbringen. Die Schule im Kloster habe man wol geräumt; allein da der Wojewode ihm berichtet, dass noch etliche zu Fuss und mit dem Herrn v. Dohna Reiter zu erwarten seien, wisse man nicht, wo man die lassen solle, so viel Volks sei in der Stadt. Auch würde Nachschub an Pferden kein genügendes Futter finden, und bitte er daher den OM., dass niemand mehr zu Fuss oder zu Pferde geschickt werde. Wenn aber Dohna mit seinen eigenen Pferden komme, etwa 20 an der Zahl, möchte er es so einrichten, dass sie entweder auf dem Dome oder in Brigitten placirt würden. — Schon Tags darauf schreibt er dem OM., wie schwer es der Stadt falle, mehr Truppen aufzunehmen. Man gebe sich schon alle Mühe, den Ansprüchen derselben gerecht zu werden; aber ihre Ansprüche seien zu gross. Denn obschon man je 2 Befehlshabern ein gutes Gemach und den gemeinen Soldaten («gemeinen Burssen») ein grosses warmes Gemach angeboten, so wollte doch jeder Befehlshaber, deren es 12 gebe, sein eigenes Gemach mit besonderen Kellern, Stallungen und Küchen haben. Die in die Stadt geflüchteten armen Leute hätten ihre Pferde und ihr Vieh mitgebracht, und schon werde der Bürgermeister und er (Clodt) zu Hause wegen

Beschaffung von Heu, Hafer und Holz überlaufen. Obgleich man den König nicht erzürnen wolle, so müsse doch bald Wandel geschafft werden. In der Stadt habe man lieber mit Deutschen, als mit Polen zu thun, da letztere weder deutsch noch lateinisch verstünden und keinen guten Dolmetscher hätten. Gern würde man die Truppen in die nächstgelegenen Güter und Dörfer einquartieren, aber auf Meilen weit sei vom Feinde alles verheert und verbrannt. Er, Clodt, müsse daher seinen Rath wiederholen, das Brigittenkloster zu benutzen; dort gebe es Zellen und Stallungen genug. Clodt bittet zum Schlusse den OM., er möchte in dieser Angelegenheit dem Rathe selbst schreiben, damit der Argwohn, als habe er, Clodt, wie ihm in Schweden nachgeredet worden, die Stadt dem Polen gegen goldene Ketten überantwortet, zerstreut werde. «Wie weh mir das thut, weiss Gott, und ich fühle es täglich.»

Ein Schreiben des OM. an den revalschen Rath vom 1. März 1561 belehrt uns davon, dass Clodt sich inzwischen nach Riga begeben hat. Der OM. bittet den Rath, ihm Clodt noch zu belassen, da er vor wenig Tagen aus Speier die Nachricht erhalten habe, der Deputationsreichstag habe beschlossen, die Fürsten von Münster, Braunschweig und Pommern nebst stattlichem Gefolge nach Polen und von da eventuell nach Moskau zu senden, und er, der OM., wegen der alsdann mit ihnen und dem Könige von Polen zu verhandelnden Sachen Clodt gar nicht entbehren könne. — Dass aus der Ausführung dieses Beschlusses nichts geworden ist, ist ja bekannt und kamen denn auch die genannten hohen Herren gar nicht nach Wilna.

Doch wie der OM. nichts Entscheidendes ohne Clodts Mitwirkung thun wollte, so beehrte auch der revalsche Rath seinen Beistand, weil inzwischen Claus Christierson und Hans Larson aus Schweden angekommen und sich aus Reval aufs schleunigste nach Riga zum OM. begeben wollten. Ein Schreiben des Rathes vom 28. März (1561) ersucht Clodt, die schwedischen Herren in ihren Unterhandlungen mit dem OM. zu berathen. — Die Annäherung an Schweden hatte übrigens im Schosse der harrisch-wierschen Ritterschaft und der Stadt Reval in kurzer Zeit rasche Fortschritte gemacht. Es liegt eine vom 9. April dess. J. datirte Instruction¹ der genannten Körperschaften vor, in welcher sie bei einem Begleitschreiben an den OM. ihre Abgesandten Otto Taube und Clodt dahin instruiren, vom OM. eine bündige Erklärung darüber

¹ Bienemann, 742.

zu verlangen, ob er für Stadt und Land, welche einmüthig zusammenständen, keine andere Hilfe als die polnische wüsste, der sie zu vertrauen keinen Grund hätten. Wenn, wie es bisher der Fall gewesen, der OM. nur Worte, aber keine Thaten hätte, um sie vor dem Russischwerden zu schützen, so bliebe ihnen nichts anderes übrig, als sich in den Schutz des schwedischen Reichs zu begeben. Wie wenig die polnische Hilfe gefruchtet, habe man an dem Falle von Fellin und Marienburg gesehen; Polen habe diese Festungen nicht entsetzen können. Die eigene Verteidigungskraft sei erschöpft; die meisten vom Adel seien vom Feinde erschlagen und umgekommen; Reval habe Jahre lang die Mauern und Thürme mit schweren Unkosten erhalten und dabei allen Handels und Wandels als einziger Nahrungs- und Erwerbsquelle entbehren müssen. Es sei dem OM. bekannt, wie weiland König Gustav als christlicher Nachbar dem Lande seinen Schutz angeboten. Jetzt sei der Zeitpunkt der Entscheidung da und müsse man, eingedenk des Worts *«hodie mihi, cras tibi»* der Erwägung Raum geben, dass, wie Riga den Schutz Polens bedürfe, Reval einen gleichen Schutz von Schweden erwarten dürfe. — Die genannte Ritterschaft und der revalsche Rath schickten dem OM. eine Vollmacht zu, kraft welcher die in Riga anwesenden Vertreter (Otto Taube und Clodt), sowie die noch besonders dazu abgeschickten Hermann Anrep, Claus Mecks, Claus und Jacob Taube auf Saxemois und die Aelterleute der drei Gilden Gerdt Kampferbeck, Hans Drewes und Christoph Frese ermächtigt wurden, dem OM. eventuell den Eid zu kündigen.

Bevor die Abgesandten Audienz bei dem nach Mitau übergesiedelten OM. erhalten, waren Clodt und Salomon Henning (der schon genannte Verfasser der livländischen Chronik) nach Wilna gereist. Von dort berichtet Clodt dem revalschen Rathe am 20. April (1561) sehr ausführlich über das, was ihm inzwischen begegnet war. Für das ihm über die Sendung nach Schweden Mitgetheilte ist er dankbar und voll Trost. Zu solchem Troste — schreibt er — vermähne ihm auch das heutige Evangelium. Denn obschon der Teufel, Russe, Türke und Tartar wüthe, habe man doch einen guten Hirten, der sein Leben für uns gelassen; der uns von keinem Wolfe verführen und wegreißen lasse, so wir ihm folgten. Deswegen — fährt er fort — liebe Herren, lasset euch nicht schrecken. Denn der gute Hirte wird Mittel schaffen, dadurch wir gerettet werden. Wenn es sein Wille wäre, dass wir auch

einmal unser Leben lassen müssten, gezieme es sich für uns, dazu bereit zu sein, weil den Regimenten, wie den Menschen von Gott ihr Zeit verordnet sei, darüber hinaus sie nicht bestehen und leben können. Wenn es denn Gott mit uns auch also versehen, werde man durch keine Vernunft und Weisheit, noch keinen menschlichen Rath und Hilfe errettet und erhalten werden können. Wenn er — schliesst Clodt den Eingang seines Schreibens — seinen Blick darauf richte, ob und wie Livland geholfen werden könne, so glaube er nach allen Umständen annehmen zu dürfen, dass Gott Livland erhalten wolle, dass der gute Hirte seiner Schäflein Stimme erhöret.

Zu den tröstlichen Umständen, auf die er baut, rechnet Clodt — gewiss stark optimistisch -- zunächst die Absendung des Grafen Ludwig von Kuningstein und des Compturs Wilhelm Nolthoff seitens des römischen Kaisers an den König von Polen, sowie die Ausfertigung von Schreiben auf Grund des speierschen Abschieds an alle Churfürsten und Fürsten, sowie an die kaiserlichen Gesandten, welche nach Moskau sollten, desgleichen an die Städte Cöln, Bremen, Hamburg, Lübeck und Lüneburg wegen Aufbringung von 300000 Thaler. — Sie hätten auch gestern durch die kaiserlichen «Oratoren» gewisse Zeitung aus Konstantinopel bekommen und gelesen, dass der Krimmische mit den Russen in Feindschaft stehe und, weil derselbe unter dem Schutze des Türken sei, von demselben Hilfe und Beistand gegen den Muscowiter zu Wasser und zu Lande nach der Tanai (Don) und Capha (Kaffa) erbeten habe. Und habe der Türke 20 «Galleien» zu Wasser und in die 70000 zu Ross dem Krimmschen zu Hilfe gesandt und sei im März ausgezogen. Es hätte der König von Polen jetzt wiederum seinen Gesandten beim Perecopschen Tartaren, um ihn zu bewegen, so stark wie möglich ins Feld zu rücken. Der König lasse trefflich rüsten; die Wojewoden von Trock und Polotzk würden alsbald nach Livland ziehen, und heute sei Se. Maj. darauf bedacht, sich in eigener Person zum Heere zu begeben. Es werde eben verhandelt, an welchen Ort, wann und in welcher Stärke das Heer ins Feld rücken werde. Gestern habe der König die Wagenburg besehen und heute eine Meile von Wilna sein Zelt aufschlagen lassen. Man vertröste sie, dass Proviant nach Reval und Pernau geschickt werden solle. Denn man habe in Wilna Mitleid mit diesen Städten und stehe Reval in dem Ruhme, dass man auch sagen dürfe: *sancta est illa civitas* vor den anderen in Livland. «Den Ruhm sehet zu, liebe Herrn, dass ihr ihn behaltet.» — Nicht weniger erfreulich sei es

ihnen — Clodt und Henning — zu vernehmen gewesen, dass die schwedischen Gesandten in Reval angekommen und willens seien, sich zum OM. zu begeben. Polnischerseits wolle man einige Reiter nach Alp in Wierland dirigiren. — Eine weitere «wahrhaft fröhliche» Zeitung ist die, dass auf Befehl des Königs von Polen¹ zu Wilna angefangen werde, das heilige, reine Wort Christi am grünen Donnerstag und die Osterwoche hindurch zu predigen. Dazu habe der Herzog von Preussen als ersten Evangelisten den Herrn Simon Wanrodt, da man in der Eile keinen Anderen habe aufbringen können, geschickt. Und ob die Herzöge von Olyka (Lyk) und Trockem die Predigt des Evangeliums in der Landessprache (wol der littauischen) geschehen liessen, so hielten sie doch fest an dem Irrthum über das Sacrament. Indessen sei zu hoffen, dass die feste Haltung der preussischen Superintendenten und Prädicanten zu einem Ausgleiche mit den Bischöfen führen werde. — Schliesslich meldet Clodt, dass ein päpstlicher Legat, der Bischof von Camarach, vom Papste Pius IV. geschickt, nach Polen gekommen sei, um den König zur Beschickung des Tridentinums zu bewegen. Dass aber «der liebe Papst» denselben Bischof beauftragt habe, den OM. zu gleicher Theilnahme an genannter Kirchenversammlung aufzufordern und im Falle unmöglicher persönlicher Theilnahme zwei Briefe an sie, Clodt und seinen Collegen S. Henning, gerichtet habe, erscheine ihm, Clodt, «seltsam». Der heilige Vater nenne den OM. seinen lieben Sohn und erkläre, dass es ihm im Lande der Muscowiter schlecht gehe, habe darin seinen Grund, dass er und seine Anhänger sich dem Gehorsam gegen die römische Kirche entzogen hätten, und riethe er, der Papst, an, durch Beschickung des Concils das ihrige zur Einigkeit der Kirche zu thun. «Ist mir das nicht,» bemerkt Clodt, «ein guter Hirte, der dem Wolfe noch die Schafe in den Rachen jagt.» Diesem Beginnen gegenüber sei Einigkeit unter den Bekennern des reinen Gotteswortes doppelt von nöthen und citirt dabei die Sätze: «*Concordia res parvae crescunt, discordia magnae dilabuntur*»² — «*Ecce quam bonum, fratres habitare in unum*»³ — «*Funiculus triplex non facile rumpitur*».⁴

Die schlimme Nachricht, welche von Reval nach Wilna über

¹ Es ist wol anzunehmen, dass dieser Befehl mehr ein Verdienst des Palatins Nic. Radziwil gewesen, der bekanntlich dem Lutherthum sehr zugeeignet war.

² Sallust, Jugurtha. 10. — ³ Psalm 133, V. 1.

⁴ Prediger Salomo, 4, 12.

die vergebliche Verteidigung des Schlosses durch Caspar von Oldenbockum gelangt, ruft das Bedauern Clodts und Hennings hervor. Sie suchen in einem Schreiben d. d. Wilna 25. April (1561) über den Fall des revalschen Schlosses mit der Nachricht zu trösten, dass das littaunische Aufgebot nun im Aufbruche begriffen sei, um ins Wendensche zu ziehen. Rigas sei dabei auch gedacht; möchten doch die Rigenser die ihnen zugedachten Präsidia aufnehmen. Thäten sie es nicht, so würden es die Russen dazu benutzen, um allerlei Gerüchten, als wolle sich Riga in russischen Schutz begeben, Vorschub zu leisten. Der nächste Vereinigungspunkt des littaunischen Aufgebots solle Selburg und der Vereinigungstermin Pfingsten sein.

Der revalsche Rath lässt Clodt während längerer Zeit ohne Nachricht. Zweimal habe er demselben geschrieben — klagt er in einem Briefe vom 7. Mai — bisher aber keine Antwort erhalten; das beunruhige ihn nicht wenig. Er höre, dass sich in Reval zwei Parteien gebildet hätten; die eine halte es mit Polen, die andere mit Schweden. Als Vertreter Revals müsse er wissen, wie er sich in Wilna dazu stellen solle. Indessen wolle er mit seinen Gedanken darüber nicht zurückhalten. Er schreibt: «Dass ich nun zu dieser Zeit derselbigen (von Reval ist die Rede) rathen sollte, polnisch zu werden, will ich nicht thun. Dass ich auch abrathen sollte, schwedisch zu werden, geziemt mir nicht. Dass ich abrathen sollte, der königl. Maj. zu Dänemark anzuhängen, kann ich nicht thun, und solches alles noch zur Zeit für mich und für Niemand anders¹. Denn ich will bei Ihrer keinem in Verdacht sein, als wäre mir einer lieber, als der andere. Ich habe auch keine Ursache, warum ich das thun sollte. Denn da Gott Veränderungen mit dem Lande und der Stadt im Sinne hat, wie denn geschrieben steht: *«ego sum deus, constituens et mutans regna»*, so ist mirs gleich, wem ich Gehorsam leiste.» Er wiederholt, dass dies seine Privatmeinung sei und erwarte, dass der Rath sich entscheide. Schwer sei es ihm, dass er an allerlei Nachrede zu leiden habe, die hinter seinem Rücken geführt werde. Er halte sich daher auch für verpflichtet, seine Meinung zu begründen. Er sei allen Regenten, mit denen er es zu thun gehabt, zu Dank verpflichtet. Dem alten, frommen König von Dänemark für die ihm gewährte Audienz und dass er bemüht gewesen, den Frieden mit Russland zu erhalten. Dem Könige von Schweden danke er von Herzen, dass er bisher der

¹ Dieser ganze Satz ist im Original von Clodt unterstrichen.

Stadt Reval alle Gnade angeboten und ihr ein gnädiger Herr und Nachbar gewesen. Dem Könige von Polen könne er nicht «misdanken», weil er dem OM. Schutz und Schirm zugesagt, und dass er die eingegangenen Verträge halte und die Provinz Livland nicht begehre, noch dem römischen Reiche entwenden wolle. «Drum, liebe Herrn» — schliesst Clodt seinen Brief — «geschieht mir ganz ungutlich; es bedenke mich auch drin, wer da wolle, dass ich besser polnisch als Andern zugethan sein sollte. Ich habe mich allemalen erklärt, dass ich nicht cephisch, nicht appollisch, sondern christisch sein und bleiben will, bis dass ich sehe, dass die röm. kaiserl. Maj. nicht könne noch wolle, auch die königl. Maj. zu Polen es gefährlich mit meinen gnädigen Herrn meine. So lange ich das nicht vermerke und doch den Schutz hier mit Ernst vernehme, will ich mich vor Allem, so verweislich sein möchte, hüten. Ein Anderer thue es für sich, wie es ihm bedünket.»

Nach dieser politischen Expectoration könnte man versucht sein, Clodt für einen wetterwendischen, ja charakterlosen Politiker zu halten. Dass dem in Wahrheit nicht so gewesen, möchte wol am besten aus der starken Betonung der von ihm sehnlichst gewünschten Aufrechterhaltung Livlands in seinem bisherigen Bestande und in der Zugehörigkeit zum deutschen Reiche hervorgehen. So weit Polen dafür eine Bürgschaft bot, so lange dem OM. unter dem Schutze dieser Macht eine selbständige Stellung gewahrt war, so weit und so lange gab er Polen den Vorzug. Schweden und Dänemark waren ihm zwar erwünschte Bundesgenossen; die grösste Gewähr bot ihm aber Polen. In diesem Sinne und auf dieses Ziel hin sehen wir nun Clodt seine diplomatische Bahn weiter verfolgen.

Der Palatin von Wilna unterlässt es nicht, den OM. bei guter Stimmung zu erhalten. Er sendet am 3. Mai den Burggrafen Heinrich v. Dohna und Clodt an den OM. mit einer Vollmacht, in welcher es heisst, Clodt werde mündlich erläutern — er nennt ihn den «Orator» des Grafen Dohna — worum es sich augenblicklich handle. Zugleich ist Clodt beauftragt, dem OM. zwei der besten Zelter (*equi gradarii*), die er in seinem Stalle habe, als Geschenk zu übergeben.

Während sich also im Mai unter Clodts Mitwirkung die Annäherung Polens an Livland vollzieht, berichten die schwedischen Gesandten in Reval dem König Erich XIV. über die fortlaufenden Verhandlungen mit der Stadt. Es zeige sich — melden sie — sowol bei der Ritterschaft als der Stadt nach wie vor Geneigtheit,

sich Schweden anzuschliessen. Allein die Intriguen Clodts und Dr. Friesners bereiteten ihnen bedeutende Schwierigkeiten. Sie hätten mehrere Schreiben nach Reval geschickt, welche von lügenhaften Berichten über die Unternehmungen der Polen und Tartaren gegen die Russen strotzten. Diese Nachrichten seien mit Citaten aus der heiligen Schrift vom guten Hirten, der aus Polen Hilfe bringen werde, ausgeschmückt (so lässt sich wol das schwedische Wort «blomeret» am besten übersetzen), so dass sie, die schwedischen Vertreter, alle Mühe gehabt hätten, diesen lügnerischen Ausstreunungen und Ausschmückungen entgegenzuwirken¹.

Die Belagerung des von Oldenbockum verteidigten Schlosses bereitete den Anschluss Revals an Schweden vor. Da versuchen es die Vertreter des Ordens Otto Taube und Diedrich v. Galen in einem Schreiben vom 17. Mai den OM. anzustacheln, diesem Anschlusse energisch entgegenzuwirken. Sie berichten ihm, was in letzter Zeit in Reval passirt, namentlich, dass das Gerücht verbreitet sei, die Schweden beabsichtigten, ihre Flottille im revalschen Hafen binnen kurzem mit 18 Schiffen zu verstärken. Um dem Falle Revals vorzubeugen, rathen sie dem OM. an, sofort den Syndicus, sobald er dort werde angekommen sein, und Salomon Henning an den König von Polen abzufertigen, damit er Verstärkung an polnischen Truppen zum Entsatze Oldenbockums schicke. Auffallend ist, dass Sigismund August in einem Schreiben an den OM. vom 30. Mai von einer sehr abweichenden Auffassung Clodts über die Gefahr, welche dem Schlosse drohe, und über die Fortschritte Schwedens in Reval und Estland spricht. Clodt habe ihm gesagt, die Gerüchte über diese Fortschritte seien völlig grundlos («*vanos esse rumores dicebat*»); es drohe von Schweden keine Gefahr; die Bürger Revals seien dem OM. völlig ergeben. Die Erfahrung, die er, der König, gemacht, stimme damit gar nicht überein; der Hauptmann Modrzewski sei mit seinen Truppen in Reval zurückgewiesen worden. Wenn es so stehe, so müsse er bessere Garantien für den Ernst des Anschlusses Livlands an Polen beanspruchen, als wie sie ihm geboten würden; es müssten ihm alle Schlösser in Livland eingeräumt werden.

Clodt hatte man lange Zeit von Reval ohne Nachrichten in Wilna gelassen; endlich traf ein Schreiben des Raths ein, in welchem er ihn «bei seinem Eide» -- eine bis in die Neuzeit übliche Form der Einladung der Rathsglieder zu einer wichtigen Sitzung -- auf-

¹ Schirren (aus dem schwedischen Reichsarchive) 953.

fordert, sich schleunigst nach Reval zu begeben, um im Augenblicke der sich nahenden Entscheidung nicht fern zu sein, und erwartet zugleich von Clodt, dass er seine Stellung beim OM. aufgebe. Clodt kommt der ersteren Aufforderung nach; in Pernau macht er aber Rast und schreibt am 3. Juni von dort aus dem Rathe. Zunächst verwahrt er sich dagegen, dass er dem Rathe Veranlassung zu einer Erinnerung an seinen Amtseid gegeben habe. «Nun zeuge ichs zu Gott und meinem eigenen Gewissen, dass ich mich ohne alle Erinnerung an meinen Dienst, sowie an Eid und Ehre habe zu bescheiden gewusst, nichts meine Tage gethan, auch nichts unterlassen in Reisen, Jagen, Plagen, Rathen und Thaten, was nicht zum Besten Revals gewesen.» Dann berührt er den Umstand, dass der Rath den Gesandten Dohna nicht habe empfangen wollen; es sei dies wahrlich «die grösste und äusserste Unbescheidenheit», die man in Reval begangen. Denn einen Gesandten könne man ja hören und ihn, wenn seine Werbungen nicht gefielen, wieder mit gutem Bescheide ziehen lassen. Dass man ihn aber strax nicht habe hören wollen, sei eine Verachtung gewesen, durch die man Gott und die Obrigkeit erzürne. Die natürliche Obrigkeit Livlands sei aber weder Polen noch Dänemark, sondern der Orden. Lasse man den OM. unbehelligt, so habe man weder von diesen Ländern, noch dem Reiche etwas zu befürchten. Darum rathe er wiederholt an, den Burggrafen Dohna zu empfangen und ihm das Schloss zur Verfügung zu stellen. In den Originalschreiben des Königs von Schweden an die kaiserl. Maj. könne man auch lesen, wie derselbe und Dänemark in diesen Händeln gesinnt seien und ob sie Livland helfen könnten. Wenn man in Reval auf diese Hilfe vertröstet werde, so sei es doch ungewiss, ob man sich nicht durch solche Hilfe Polen und die kaiserl. Maj., sowie die Herzöge von Preussen, Pommern, Mecklenburg und die kur- und fürstlichen Häuser von Brandenburg als polnische Vasallen und Lehnsleute, sowie die Herzöge von Jülich, Braunschweig und Baiern auf den Hals lade und zu unfreundlichen Nachbarn mache. Daran habe man doch auch zu denken, bevor man sich in Reval zum Anschlusse an Schweden entschliesse. Denn es heisst: «Anfang bedenke das Ende»¹. Brieflich sich weiter darüber auszulassen, sei nicht gerathen. Er erwarte daher, dass man ihm nach Söttküll im Merjamschen Kirchspiele dazu autorisirte Personen entgeschicke. Clodt

¹ Jesus Sirach 7, 40. etwas modificirt.

bittet zum Schlusse den Rath, dieses sein Schreiben auch den Räten und Ritterschaften vorzulesen.

Am 4. Juni (1561) huldigte bekanntlich die estländische Ritterschaft in ihrem damaligen Bestande und am 6. dess. M. die Stadt Reval dem Könige von Schweden. Die Nachricht davon erhielt Clodt sehr bald; denn schon am 7. äussert er sich darüber von seinem damaligen Aufenthaltsorte, Lifkens Mühle¹, aus in einem Schreiben an den Rath. Scheinbar gleichmüthig einer vollendeten Thatsache gegenüber, beginnt das Schreiben mit den Worten: «Es ist ein alt wohlgesprochen Wort, dass geschehene Dinge ehe sein zu schelten, als zu ändern und zu bessern.» Doch schlägt dieser Gleichmuth nicht lange vor. Zwar müsse er sich dessen enthalten — fährt er fort — über die geschehenen Dinge schriftlich oder mündlich zu reden; allein sie wären vielleicht doch anders gekommen, wenn man ihn vor 14 Tagen hätte haben und hören und sich seines Rathes bedienen wollen. Denn ob man auch seinen Namen «Syndicus» jetzt in den Namen «Sinnlos» verwandeln wolle, so sei er doch Gott Lob nicht so sinnlos, dass man seinen Rath nicht zu hören brauche. Man hätte ja, um mit Paulus zu reden, Alles prüfen und das Beste behalten können. Für alle Fälle habe er seine Gedanken zu Papier gebracht, man möge dann thun, was man wolle. — Tags darauf — also am 8. Juni — richten Jasper Sieberg, Clodt und Johann Vischer an Räte und Ritterschaft von Harrien und Wierland, sowie den Rath und die Gemeinde von Reval eine Beschwerde darüber, dass man ihnen weder Abgeordnete schicke, noch Geleit in die Stadt gebe, noch endlich sie einer Antwort würdige, vor allen Dingen aber darüber, dass Estland vom Orden abgefallen sei. Diesen Abfall nennen sie «eine unerhörte Rebellion», durch die das Band gemeinsamer Verteidigung zerrissen worden. Man solle sich doch in Estland dessen erinnern, wie man sich noch vor kurzem dessen gerühmt habe, vermittelt des polnischen Schutzes Unterthanen des OM. bleiben zu wollen, und jetzt habe man, uneingedenk alles dessen, den schwedischen Schutz angenommen.

Am selben Tage schreibt Clodt dem Rathe, für seine Person bedürfe es keines sicheren Geleits in die Stadt, denn eine Gefährdung seiner Person durch die Schweden habe er nicht zu befürchten.

¹ Diese Mühle lag in der Nähe von Kegel und war 1536 von Hermann v. Brüggenei einem Johann Liffeken verlehnt worden. Vgl. Pauckers «Estl. Gütergeschichte», S. 13.

Er könne aber nicht nach Reval kommen, weil er Glied der Gesandtschaft des OM. sei und sich nicht dazu verstehen könne, Allen und Jedem Rede und Antwort über die Politik des OM. zu stehen. Den schmerzlichen Punkt, dass man ihn in Reval seiner politischen Gesinnungen wegen beschuldige, könne er auch in diesem Briefe nicht unberührt lassen. Weder stehe er unbedingt zu Polen, noch zu Schweden oder Dänemark. Das sehe er aber als seine heilige Pflicht an, seinem gnädigen Herrn (dem OM.) treu zu bleiben. Der allendliche Ausgang der Dinge werde erst lehren, wer Recht habe. Der Menschen Urtheil fürchte er nicht; er sage mit dem Propheten: «fluchen sie, so bete ich, hadern sie, so bin ich friedsam, vermaledeien sie, so benedeie ich.» Es werde sich aber schon finden, was für einen treuen Diener man an ihm gehabt, so dass man vielleicht dereinst wie Crösus rufen werde: O Solon, hätte ich deinen Rath gehört! Freilich sei er kein Solon, sondern ein gewöhnlicher Mensch. Immerhin hätte man seine und Dohnas Ankunft abwarten sollen, um erst das zu besprechen, was er von Wilna, Mitau und Pernau aus geschrieben hätte. Das gehe aber nun nicht mehr an. Wie er gehört, beabsichtige der Rath eine Gesandtschaft nach Stockholm zu schicken. Gern wäre er, um der Stadt zu nützen, mit ihr gegangen; das liesse sich aber aus den angeführten Gründen nicht mehr machen.

Von Dünamünde aus, dem Aufenthaltsorte Kettlers, richteten Taube und Gilson im Verein mit Clodt am 20. Juni (1561) an Ritterschaft und Rath identische Schreiben betr. die Unterhandlungen mit Schweden wegen des Schlosses. Die Ritterschaft wie der Rath werden gebeten, alle Feindseligkeiten mit den Schweden einzustellen und sich lieber in Güte mit ihnen zu verständigen. Diese Bitte kam zu spät an; denn wenig Tage darauf übergab ja Oldenbockum das Schloss den Schweden¹. — Einem sehr defecten, dem estländischen ritterschaftlichen Archive angehörigen Schreiben der schon genannten Ordensvertreter an dieselben estländischen Standschaften d. d. Riga 2. Juli (1561) ist so viel zu entnehmen, dass der König von Polen die schwedische Einnahme Revals als eine schwere Beleidigung aufgefasst und sie anfangs zu rächen beabsichtigt, sich dann aber besonnen und sich schliesslich in Erwägung der Vortheile, welche dem Feinde daraus erwachsen müssten, sich dazu verstanden habe, auf dem Zuge nach Reval stille zu

¹ Vgl. des Verf. Abhandlung «Caspar v. Oldenbockum und seine Heldenthaten» in Bd. II, Heft 4, S. 423 der Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands.

halten, um gütlichen Verhandlungen zwischen Polen und Schweden Zeit zu lassen.

Trotz seiner Abwesenheit von Reval und der dadurch bedingten Unmöglichkeit, seines Syndicatsamts zu warten, hatte der Rath es nicht unterlassen, ihm resp. seiner Frau seinen Gehalt mit Einschluss der «Besendungen¹» zukommen zu lassen. Dafür dankt nun Clodt von Riga aus (29. August), meint aber zugleich, er könne solches Anerbieten nicht annehmen, denn es heisse, wer nicht arbeite, solle auch nicht essen. Er bittet auch den Rath, auf ihn als Syndicus vorläufig nicht zu reflectiren², da er sich dem OM. eidlich verbunden erachte. Sollten seine öffentlichen Angelegenheiten sich mal so gestaltet haben, dass der OM. ihn nicht weiter brauche und der Rath ihn dennoch behalten wolle, so sei er durchaus nicht abgeneigt, sich auf ein paar Jahre in seine Stellung zurückzugeben. — Die Nachricht vom Abfall Revals habe bei der römischen kaiserl. Maj., den Kurfürsten, Städten und gemeinen Ständen deutscher Nation viel böses Blut gemacht, und es sei gar nicht unmöglich, dass über Reval die Reichsacht erklärt werde. Der Rath wisse es ja aber, wie schwer es sei, eine solche wieder rückgängig zu machen. Er erinnere nur an den Herzog von Preussen, den der König von Polen nicht aus der Acht bringen können, so dass er seinen Antheil an Franken eingebüsst habe. Um solchen Gefahren zu entgehen, sei es aufs höchste gerathen, eine Verständigung zwischen dem OM. und Schweden herbeizuführen.

Gegen Ende des Jahres 1561 betraute der OM. Clodt mit der wichtigen Mission, die Subjectionsverhandlungen mit Polen in die Hand zu nehmen. Clodt musste sich in Folge dessen längere Zeit — vom 7. October bis zum 11. December — in Wilna aufhalten.

Vielfache Verhandlungen gingen dem 19. October als dem Tage der ersten feierlichen Audienz beim Könige voraus. An diesen Verhandlungen zwischen einem Ausschusse, bestehend aus den polnischen Vertretern, dem OM., Erzbischofe von Riga und den übrigen Ständen Livlands, hat auch Clodt wesentlichen

¹ Nach einem alten Brauche, der sich bis vor kurzem erhalten hat, wurden dem Syndicus und einigen anderen Rathsgliedern gegen Schluss des Jahres Wein und Confect zugeschickt; man nannte sie bis zu ihrem gänzlichen Aufhören «Besendungen».

² *In dorso* des bez. Schreibens steht bemerkt: «Sagt sein Syndicat auf.»

Antheil genommen, bis an dem für die Audienz bestimmten Tage dem Könige das Resultat dieser Berathungen vorgelegt werden konnte.

In dem «Tagebuche der rigaschen Gesandten über die Subjections-Verhandlungen»¹ lesen wir Folgendes über die in Rede stehende Audienz.

Um zwei Uhr Nachmittags begab man sich von des Erzbischofs und OM. gemeinsamer Herberge aufs königliche Schloss. Dem Erzbischof und OM., welche an der Spitze des Zuges ritten, folgten die ständischen Vertreter theils zu Fuss, theils zu Pferde. Der König empfing sie mit Handreichung, und nahmen dann zu seiner rechten die geistlichen und an seiner linken Seite die weltlichen Fürsten und Rätthe ihren Platz ein. Darauf trat Clodt vor die hohe Versammlung hin und hielt namens der beiden Fürsten und der anwesenden Gesandten der Stadt Riga in lateinischer Sprache die sog. «Gratulationsrede». Dieselbe enthielt die vorläufigen Bedingungen, unter denen Livland sich Polen anzuschliessen bereit sei. Im wesentlichen Auszuge lautete sie folgendermassen.

Der Erzbischof von Riga, Wilhelm der Markbrandenburger und Vetter (*consobrinus*) der polnischen Majestät und der Meister des deutschen Ordens in Livland, Gotthard, seine — des Redners — gnädigste Herren, sowie die Vertreter aller Stände, des Adels und der Städte der ganzen staatlichen Gemeinschaft Livlands (*totius reipublicae Livoniae*) küssten in tiefster Ehrfurcht die Hand der königlichen Majestät und trügen derselben Folgendes in Kürze vor. Denn wenn ihm, Redner, auch die Gabe eines Cicero oder Demosthenes zu Gebote stände, so seien seine gnädigen Herren doch nicht gewillt, die derzeitige Gestaltung Livlands (*modernum statum Livoniae*) in langer und ausführlicher Rede darzulegen. Das Elend, in dem sich Livland befände, sei dem Könige bekannt. Der Kampf mit dem Muscowiter dauere nun volle vier Jahre. Die Stände Livlands seien genöthigt gewesen, ihre Zuflucht bei Polen zu suchen, und habe der König vor zwei Jahren in seiner Hauptstadt Krakau namens des Königreichs Polen und der Grossfürstenthümer Littauen und Samogitien Hilfe zugesagt. Jetzt seien die Stände Livlands erschienen, um für das Bündnis von damals eine feste, für die Zukunft berechnete Form zu vereinbaren. Bisher seien sie Vasallen und Unterthanen der römischen Majestät gewesen;

¹ Bienemann, 869.

da diese sie aber im Stich gelassen, so seien sie genöthigt, sich nach einer anderen staatlichen Gemeinschaft umzusehen. Mit welchem Rechte der König von Schweden das Herzogthum Estland (*ducatum Estoniae*) an sich gezogen, sei nicht Sache seines Herrn vor königl. Maj. zu erörtern, sondern nur daran zu erinnern, wie dem schleichenden Uebel entgegenzuwirken sei. Hierfür erbäten sich die Stände Livlands den Beistand Polens. Dazu komme, dass trotz ausdrücklichen Verbots der römischen Maj. Glieder des Reichs und namentlich die Hansastädte die Nothlage Livlands durch Zufuhr von Waffen an den Feind noch vergrösserten und werde dadurch nicht nur die Autorität (*authoritas*) der kaiserlichen Maj., sondern auch die seiner, des Redners, Fürsten bei den auswärtigen und benachbarten Königen geschwächt und da sie sähen, dass vom Reiche nichts geschehe, würden sie in ihren Entschlüssen schwankend. In Anbetracht alles dessen hätten seine gnädigen Herren sich an des polnischen Königs Maj. zu wenden beschlossen.

Nach gehaltener Rede hat sich der König mit seinen geistlichen und weltlichen Räten besprochen und dann durch den Bischof von Krakau den livländischen Vertretern Folgendes erwidern lassen. Der König habe aus der gethanen «Oration» entnommen, was der Erzbischof und der OM., sowie die Stände Livlands angetragen und gebeten. Der König habe wol verstanden, wie Livland sich in seiner Noth vergeblich an das heilige römische Reich gewandt und sei erbötig, den erbetenen Anschluss an Polen zu fördern. Er wolle dabei dem römischen Reiche in keiner Weise zu nahe treten; denn Ihre königl. Maj. sei nicht «*appetens alieni*» und wie ein solcher, der fremdes Gut an sich zu ziehen begehre. Nachdem die Subjectionsverhandlungen mit dem Herrn Wojewoden so weit gediehen, wolle Se. Maj. der Bitte gnädigst willfahren, dass diese Verhandlungen im Schosse eines gemischten Conciliums weiter fortgeführt würden.

Der OM. hatte Clodt beauftragt, ihn wann und wie erforderlich im Ausschuss zu vertreten. Es ist hier nicht der Ort, auf den interessanten Verlauf der betr. Ausschussarbeiten, wie sie in dem oben erwähnten Tagebuche zu lesen sind, weiter einzugehen. Nur mag, wie schon früher geschehen, bemerkt werden, dass der Gesandte Clodt, namentlich bei den Fragen, ob Livland dem Königreiche Polen als Provinz einzuverleiben sei oder mehr in das Verhältnis einer Personalunion zu treten habe, thätig Antheil genommen hat. Eine besondere Aufgabe Clodts war es auch, die

eventuelle Vereinigung der livländischen Ritterschaften mit der entsprechenden Corporation Littauens vorzubereiten. Wie wir aus Arndt a. a. O. wissen, hat Clodt das Document der Vereinigung im Namen des OM. mit unterschrieben, vermuthlich wol auch abgefasst.

Der 23. November (1561) war der Tag, an welchem die Eidesleistung der Vertreter der livländischen Stände in die Hände des Königs von Polen stattfinden sollte.

Ueber das Ceremonial dieses hochwichtigen Acts liegen uns leider keine Nachrichten vor. Wir wissen nur, dass er in Wilna um 3 Uhr Nachmittags auf dem Schlosse stattfand. Es lässt sich annehmen, dass die äusseren Vorgänge vor und nach der Eidesleistung dem Ceremonial vom 18. October ähnlich gewesen sind.

Die Rede, welche Clodt an diesem Tage in lateinischer Sprache vor dem Könige hielt, wurde nicht, wie früher, verlesen, sondern frei gehalten. Sie begann mit der Anrede: Durchlauchtigster König, grossmächtigster Fürst, allergnädigster Herr! und lautete dann weiter im wesentlichen, wie folgt: Nicht brauche sein gnädiger Herr, der OM. von Livland, des Königs Maj. es ins Gedächtnis zurückzurufen, weshalb Se. Hoheit (*celsitudo sua*) vor zwei Jahren den König in Krakau angegangen; wahrlich nur, weil er inmitten der Schwierigkeiten, in denen er sich befunden, der Hoffnung gelebt, der König werde ihm und seinen Unterthanen einen besseren Schutz als jeder Andere gewähren. Und dieser Wunsch (*rotum*) sei kein vergeblicher gewesen. Die später, namentlich in Wilna stattgehabten Verhandlungen hätten zum Ziel geführt. Das Ziel sei aber, das Hinzutreten Livlands zum Grossfürstenthum Littauen und zu den anderen conföderirten Landestheilen zu Wege zu bringen, auf dass sie gleichsam wie ein Körper unter einem Haupte, der polnischen Majestät, zusammenwüchsen. Obschon nun deshalb mehrfache Berathungen hätten stattfinden müssen, so sei doch endlich der bezeichnete Ausgang gefunden worden. Derselbe werde nicht nur von seinem gnädigen Herrn, sondern auch von den Vertretern aller Stände Livlands gebilligt. Se. Hoheit habe zwar nicht hoffen dürfen, dass die Verhandlungen alsbald zum Abschlusse gelangen würden, andererseits aber auch nicht geglaubt, dass sie in Folge irgend eines Versäumnisses oder gar einer unheilvollen Constellation der Gestirne (*infausto aliquo syderum positu*) oder eines Fatums eine für Livland verhängnisvoll lange Zeit in Anspruch nehmen würden. Doch danke er Gott, dem höchsten Stifter

des Friedens und der Einigkeit, dass er die Berathungen des Ausschusses zu einem bestimmten Resultate geführt habe, und glaube er, dass dieser vorläufige Abschluss für Livland ein guter sei. Denn da die vom deutschen Reiche und seinen Ständen (*statibus*) verhoffte Hilfe bis zur Stunde nicht eingetroffen sei und andererseits ausser dem Muscoviter sich noch andere Feinde zeigten, welche Livland mit Untergang bedrohten, so sei Se. Hoheit mit Besorgnis darüber erfüllt, dass, falls man nicht zu einheitlichen Beschlüssen gelange, dies für Livland verhängnisvoll werden könne. — Dazu komme, dass Se. Hoheit die übrigen Städte und Festungen weder mit Geld, noch mit Proviant, Bomben (*bombardis*), Kugeln und Pulver (*pulvere*) versehen könne, während Alle, hoch und niedrig, es laut und heftig begehrend, von ihm Verteidigung verlangten. Das könne für ihn, den OM., keine andere Folge haben, als dass er zugleich mit der ganzen Provinz auch seine Unterthanen aufgebe (*amitteret*). Da sich alles so verhalte und auf dass sein Gebieter zugleich mit den Herren und ihren Unterthanen nicht weiter vernachlässigt würden oder unverrichteter Sache von dannen zögen, hätten der OM. und die anderen Vertreter Livlands zu dieser königlichen Stelle (*tribunal*) ihre Zuflucht genommen, um sich der königlichen Maj. zu unterwerfen und sich vor seinem Angesichte zu beugen. Sie zweifelten nicht daran, dass der König nicht nur den OM. mit den Herren und Vasallen, sowie Bürgern gnädig aufnehmen und in Sachen der Religion, der Privilegien, Rechte und Freiheiten unter einem deutschen Regimente (*sub Germanico magistratu*) erhalten, sondern seine Sorgfalt auch darauf richten werde, dass sowol die polnischen, preussischen und moscowischen Streitkräfte mit den livländischen vereinigt bleiben, Livland aber vom Feinde keinen Schaden erleide. Für ungeziemend habe Se. Hoheit es gehalten, darum zu bitten, dass die wenig übriggebliebenen Herren und Unterthanen Livlands (man glaube, dass kaum mehr als der zehnte Mann noch am Leben sei) nicht vernachlässigt würden. Denn ein guter Fürst unterscheide sich nicht von einem guten Familienvater, welcher seine Söhne nicht nur zu ernähren, sondern auch vor jedem Schaden zu bewahren wünsche. Und um in Kürze zu schliessen — so beendigt Clodt seine Rede — wolle Se. Hoheit mit seinen Gebietigern und Unterthanen die übrigen den Thron umstehenden Personen ermahnt haben, den gefassten Beschlüssen nicht entgegen zu wirken, sondern sie zu unterstützen. Dass aber sein gnädigster Herr von nun an (*amodo*) der treueste

Unterthan Sr. Maj. von Polen sein werde, davon möchten sie (die umstehenden Personen) ein gewisses und unzweifelhaftes Zeugnis ablegen. Damit aber diese Unterwerfung selbst einen glücklichen Ausgang finde, sowol zunächst zum Ruhme Gottes, zur Erweiterung der Herrschaft Gottes des Sohnes, sowie nicht minder zur Ehre und Würde der polnischen Maj. als zum Heile Livlands und seines Fürsten, möchten die Anwesenden Gebete zum dreieinigen Gotte aufsteigen lassen.

Die Rede schliesst mit einem Amen und die ganze Aufzeichnung mit dem von einer anderen Hand geschriebenen Worte «*Juramentum*» (Eidesleistung). Die Worte der Eide, wie sie der Erzbischof, der OM., die Ordensstände und der König von Polen geschworen haben, sind uns besonders aus Dogiel¹ bekannt.

Dass mit ihm nicht der Anschluss Livlands an Polen und Littauen endgiltig vollzogen wurde, vielmehr noch eine Reihe von Verhandlungen, zum grossen Theil in Riga, stattfinden mussten, bevor beregter Anschluss in allen Punkten festgestellt und Kurland zum Herzogthum erhoben werden konnte, ist ebenso bekannt, wie es nicht Gegenstand dieser Arbeit sein kann.

Von nun an sehen wir Clodt 1562 ganz aus dem amtlichen Verbande mit Reval treten und den Schwerpunkt seiner Thätigkeit nach Westen verlegt. Er wurde nun Kanzler des Herzogs von Kurland, wobei er gleichzeitig im Dienste des Königs von Polen verblieb. Später wurde er, wie schon oben in seiner biographischen Skizze erwähnt, polnischer Staatssecretär und verblieb in dieser Stellung bis an sein Lebensende.

Doch bewahrte er trotz dieser Veränderung im öffentlichen Dienste ein besonderes Herz und Interesse für Reval und Estland. Nicht nur war es seine langjährige Verbindung mit dieser Stadt und diesem Theile des soeben definitiv aufgelösten Ordensstaats, mit Einschluss der engen Familienbände, die ihn an Reval knüpften, sondern auch das Leitmotiv seines ganzen staatsmännischen Strebens, an Stelle der bisherigen politischen Verbindung eine ganz neue im Anschlusse an Polen als den mächtigsten Staat in Osteuropa zu schaffen, war es, das ihn nach wie vor auf seine engere Heimat hinwies. In seiner späteren rastlosen Thätigkeit verlor er diesen am weitesten nach Osten vorgeschobenen Posten Altlivlands nicht aus dem Auge. Dafür finden sich im revaler Stadtarchive zahlreiche Belege.

¹ Dogiel, *Cod. dipl.* V, S. 248, 249 u. 250.

Sehr erschwert wurde ihm diese Thätigkeit durch die feindselige Stellung, welche die Vertreter Schwedens in Reval zu ihm einnahmen, eine Stellung, von der sich der ihm im übrigen so wohl gesinnte revalsche Rath nicht frei halten konnte. Die schwedische Regierung hatte Clodts gesamntes Hab und Gut in Reval und Estland — hier besass er ja das Gut Walküll — mit Beschlag belegt, und war es für ihn keineswegs gefahrlos, nach Reval zu kommen. Der Rath erwartete wegen seines antischwedischen Verhaltens zur Zeit der Ordensauflösung eine Art Rechtfertigungsschrift. Das erfahren wir u. a. auch aus einem Briefe, den Clodt von Riga aus am 3. Mai 1563 an seinen jüngeren Bruder Heinrich¹ geschrieben hat. Weshalb er sich in Reval zu entschuldigen habe — meint er — sähe er nicht ein. Sein Gewissen spreche ihn wegen alles dessen, was er in Sachen Revals bisher gethan, vollkommen frei. Sein ganzes Bestreben sei dahin gerichtet, zwischen Polen, Schweden und Dänemark ein Bündnis herbeizuführen. Eingedenk des Spruches aus Jesus Sirach, dass eine dreifache Schnur nicht zerrissen werden könne — ein beliebtes Citat Clodts — hoffe und wünsche er, dass Polen das dritte «am Style» sein werde. Der König von Polen, der Verheissungen gedenkend, welche nach der Schrift den Friedfertigen gegeben seien, werde zwar ohne Noth keinen Krieg beginnen, im Nothfalle aber auch vor einem solchen nicht zurückschrecken. — Zum Schluss bittet er seinen Bruder, es beim Rathe und Statthalter erwirken zu wollen, dass es seiner Frau², die er nun seit Jahren nicht gesehen, gestattet werde, nach Oesel oder in die Wiek zu kommen, wo er sie selbst abholen werde. Er trägt einen Gruss an seinen Nachfolger im Amte, den neuen Syndicus³, auf.

Zwei spätere Schreiben aus Riga — vom 21. Mai und 19. Juni dess. J. — an den Rath behandeln dieselben Gegenstände in ähnlicher Weise. Er wolle — schreibt Clodt — sich ohne Vorwissen und Einverständnis aller Betheiligten nicht nach Reval begeben. Aus dem polnischen Dienste habe er nicht treten können und an dem letzten polnischen Reichstage theilnehmen müssen. Auf diese Weise könne er Allen die besten Dienste leisten.

¹ Sein jüngerer Bruder Heinrich war 1577—1578 Rathsherr. Bunge, Revaler Rathslinie, S. 86.

² Nach dem Geschlechtsregister der estl. Ritterschaft war seine Frau Anna eine geborene v. Wiegand.

³ Der neue Syndicus kann nur Conr. Dellinghausen sein. Bunge a. a. O. S. 90.

Gegen drei Jahre vergehen jetzt, ohne dass wir von Clodts Aufenthalte und Thätigkeit etwas Genaueres erfahren. Ohne Zweifel hat ihn während dieser Zeit sein Amt meist an Littauen, Livland oder Kurland gebunden. Das erste Schriftstück, welches uns wieder ein Lebenszeichen von ihm giebt, ist vom 29. November 1566 aus Wenden datirt¹ und gehört mit zu den wichtigeren Aufzeichnungen aus Clodts Feder.

Nach Empfang eines Schreibens des Rathes vom 26. d. e. s. M. habe er — so beginnt Clodts Antwort — die in demselben enthaltene Aufforderung, einen der Seinen nach Pernau oder Salis den revalschen Abgesandten behufs mündlicher Unterredung entgegenzuschicken oder besser selbst nach Reval zu kommen, wohl überlegt und hätte auch diese Reise auszuführen beschlossen. Eine politische Mission, die ihm aufgetragen worden, habe ihn aber daran verhindert. Aus Furcht geschehe das nicht. Denn wenn die Schweden auch die Absicht haben sollten, ihn zu erschliessen, so werde ihn doch Gottes Hand schützen und schirmen.

Den Rathschlägen seiner Herren — des Königs von Polen und Herzogs von Kurland — folgend, wollte er nicht säumen, dem Rathe kund zu thun, was ihm von den politischen Verhandlungen der letzten Zeit vertraulich mitgetheilt worden. Es liege ihm am Herzen, damit vielleicht von Reval ein Schicksal fern zu halten, wie es Dorpat so hart betroffen habe. Vom Könige, seinem Herrn, habe er erfahren, dass der Augenblick herannahe, wo die Frage über den Friedensschluss mit Moskau zur Entscheidung gelangen könne. Zum Feste der heiligen drei Könige erwarte er seine Gesandten aus Moskau zurück. Schliesse sich Reval bis dahin Livland unter polnischem Schutze nicht an, so sei eine spätere Verbindung nicht möglich; denn das wisse er, der König, dass der Grossfürst auf keinen Fall einen Frieden einzugehen gewillt sei, in den Reval mit eingeschlossen wäre. Möge daher — so lautet Clodts Rath — die Stadt es nicht verabsäumen, rechtzeitig, d. h. vor dem genannten Feste, den König von Schweden dazu zu bewegen, den Zutritt Revals zu Polen und Livland zu gestatten. Der Rath könnte darauf rechnen, dass solches gegen Gewähr für «Religion, deutsche Libertät, Freiheit und Regiment, sowie deutsche Gerichte» geschehen werde. Er möchte auch dem König von Schweden vorhalten, dass zwischen Polen, Dänemark und Schweden kein dauerhaftes Bündnis geschlossen werden könnte, so lange Reval ausserhalb desselben stände. Er,

¹ Revaler Stadtarchiv. Fascikel: Briefe von Justus Clodt.

Clodt, bedauere es, nicht persönlich nach Reval kommen zu können; er hätte in solchem Falle aus den Vertragsentwürfen selbst den Nachweis der Richtigkeit seiner Mittheilungen und Rathschläge führen können. Falls es Dänemark gelänge, mit Polen und Schweden einen Frieden zu schliessen, der auch Lübeck und die Hansa zufriedenstellte, so würde es allein Revals und seiner Schifffahrt wegen keinen neuen Krieg beginnen. Damit sei aber Reval nicht gedient. Nur ein Anschluss an Polen-Livland werde der Stadt wirkliche Hilfe gewähren. Gelänge ein solches politisches Abkommen, so hoffe er, dass dasselbe eine «gute Zubereitung» zum Frieden der drei Königreiche sein werde. Dann würde es auch dem Könige von Polen gelingen, bei dem Könige von Dänemark und Lübeck die für Reval so schädliche «Segellation» nach Narva abzuschaffen. Denn so lange die nicht eingestellt sei, sei doch die Stadt, sie sei und bleibe, bei wem sie wolle, «verdorben». Es habe der Rath auch zu bedenken, dass, wenn jemand den freien Handel durch den Sund, auf Lübeck, Danzig und Riga zu Wasser und zu Lande wieder zu eröffnen im Stande sei, dies nur der König von Polen sei. Der Rath möge ihm, Clodt, das Vertrauen schenken, dass er die Interessen der Stadt beim Abschlusse eines Handelsvertrages zwischen den drei Potentaten wahren werde. Er werde es nach bestem Wissen und Gewissen thun und deshalb keine Mühe scheuen. Als er im September in Lublin gewesen, habe man da schon von den ersten aus Moskau zurückkehrenden Gesandten erfahren, was, wie bemerkt, die später eingetroffenen Gesandten lediglich bestätigt hätten, dass der Muscowiter, wenn er auch mit Polen Frieden schliessen werde, doch nicht gesonnen sei, die Stadt Reval dabei zu berücksichtigen. Die müsse und wolle er haben, und kümmere ihn auch nicht, dass sie in schwedischer Gewalt sei; denn aus dieser wisse er sie wol auch ohne besondere Mühe zu bekommen. Solches vertraue er, Clodt, dem Rathe *sub secreto* an. Hinzufügen müsse er noch, dass der Muscowiter öffentlich gegen die Gesandten erklärt habe, wenn er auch mit dem Könige von Polen sich vertragen («vereffnet»¹) haben sollte, so werde doch darin nichts mit inbegriffen sein, was der König von Schweden in Livland habe; denn darin gedenke er sich zu gedulden (er musste es ja bekanntlich nach ca. 1½ Jahrhunderte thun!). «Doch darin»

¹ Zweifelhaft erscheint dem Verf., ob obige Deutung richtig ist. In Grimms Wörterbuch — Bd. XII, Col. 68 — heisst «vereffnen» so viel wie «zu Schanden machen».

— schliesst Clodt seinen Brief — «steht alles in Gottes Hand, der die Seinen auch mitten im Tode erretten kann, der auch allein aller Tyrannen Hochmuth stürzen kann.»

Wieder kommen wir zu einem Zeitabschnitte in Clodts Leben, von dem wir, was seine politische Wirksamkeit betrifft, wenig wissen. Die Chronisten Salomon Henning¹ und Arndt² melden uns, dass Clodt im Jahre 1568 nach Stockholm gereist sei, um dem Könige Johann III. zu seiner Thronbesteigung zu gratuliren. Dass er diese Mission im Namen des Königs von Polen übernommen und ausgeführt hat, bemerkt Henning ausdrücklich. Wenn aber Arndt hinzufügt, Clodt sei bis in den Sommer 1570 dort geblieben, so haben wir dem keinen Glauben zu schenken. Denn war Clodt, wie wir schon gesehen haben, bei den Schweden unbeliebt, ja seinerzeit geradezu verhasst, so lässt sich, wenn ihm auch als Repräsentanten eines mächtigen Herrschers in der schwedischen Hauptstadt keinerlei Gefahr drohte, doch nicht annehmen, Clodt habe seinen Aufenthalt in Stockholm über die kurze Zeit der Gratulation hinaus unnöthig auf etwa ein Jahr verlängert, noch ist es einzusehen, wie das habe möglich sein können, da ihn eine seiner wichtigsten Lebensaufgaben, der Abschluss des Stettiner Friedens, wieder nach Hause rufen musste.

Dieser Abschluss ist die letzte bedeutende staatsmännische Action Clodts gewesen. Sie besiegelte seinen politischen Glaubenssatz, der ihm seit Untergang des Ordens stets vorgeschwebt hatte, dass in einer Tripelalliance zwischen Polen, Schweden und Dänemark mit Einschluss der Hansa die beste Gewähr gegen das Vordringen Russlands liege. Der Stettiner Friede vom 13. December 1570 beendigte bekanntlich den sog. «gothischen» Krieg zwischen Schweden, Dänemark und der Hansa. In Livlands Geschehisse griff er dadurch ein, dass er die Ansprüche Dänemarks resp. des Herzogs Magnus auf Oesel, die Wiek und Reval regelte. Das heilige römische Reich spielte dabei die etwas klägliche Rolle eines Vermittlers, der alles aufgibt und nur den Schein zu wahren sucht. Dieser Schein sollte in einem schattenhaften Vorbehalte des *dominium directum* an den vom Reiche losgelösten Landestheilen seinen Ausdruck finden. Polen war als Uferstaat an der Ostsee und Frankreich nur als schiffahrende Nation dabei interessirt. Der Vertrag selbst in der Ratificationsform, die er einerseits zwischen Schweden und der Hansa am 16. Januar und 24. Februar 1571 in

¹ Salomon Henning, a. a. O. S. 255. — ² Arndt, a. a. O. S. 212 Anmerk. k.

Lübeck, andererseits zwischen Dänemark und Schweden gefunden, ist wiederholt abgedruckt worden; so bei Rydberg, Marquard und im Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands¹. Clodt war, wie aus dem Abdrucke in Marquard hervorgeht, neben Johannes Demetrius Solikowski als Rath und Stephan Letz als zweiter Secretär, Commissar des Königs von Polen. Dass er den bez. Friedensvertrag mit unterschrieben hat, erfahren wir, wie schon oben erwähnt, aus Arndt. So umständlich auch das Verhalten der dänischen, schwedischen und lübischen Vertreter bei den Friedensverhandlungen in den Verträgen selbst angegeben ist, so wenig ergeben sie, wie sich die polnischen Commissare, unter ihnen also Clodt, zu den einzelnen Fragen verhalten haben. Vielleicht findet sich in polnischen Archiven etwas Genaueres darüber.

Auch bei diesen Friedensverhandlungen gedachte Clodt seiner Vaterstadt und ihrer Interessen. Dafür spricht das letzte Schreiben an den revaler Rath, das uns im hiesigen Stadtarchive von seiner Hand aufbewahrt wird. Es ist vom 29. März 1571 aus Jürgensburg datirt. Er beglückwünscht im Eingange desselben den Rath zu der heldenmüthigen Verteidigung Revals gegen die Russen (erste Belagerung von 1570 und 1571). So habe Gott, fügt er hinzu, auch Jerusalem errettet. Er bittet, der Rath möchte dafür Sorge tragen, dass der Jugend diese mannhafte That zum Bewusstsein gebracht und das Andenken an sie für alle Zeit gewahrt werde. Ferner benachrichtigt er den Rath davon, wie er bei den stettiner Verhandlungen es erreicht habe, dass die Narvafahrt für die Zukunft aufhöre. Doch wolle er bei der am 24. Mai in Rostock stattfindenden Zusammenkunft mit Vertretern der Hansa diese Angelegenheit noch weiter besprechen. Zu Johannis Baptistae sollten die polnischen Gesandten mit den dänischen zusammentreffen; auch dann werde er die Narvafahrt zur Sprache bringen. Er getröstet sich dessen, dass durch alle diese Schritte und Bemühungen Revals Handel und Schifffahrt wesentlich aufgeholfen werden würde; sonst würde aus dem Rosengarten ein Trauerberg. Auch der Befestigungen Revals gedenkt er; man möge doch die grosse Strandpforte und das Rundel bei derselben wieder in tüchtigen baulichen Stand setzen; dann sei der Ort und Hafen bewahrt. Das Material dazu sei doch so leicht aus dem Kalkofen beim Steinberge zu holen.

¹ Rydberg, Sverges Tractater, Bd. 4 S. 380 ff. Marquard, *De jure mercatorum*, S. 263 ff. Georg v. Brevern, Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. Bd. VII, S. 272—287.

Das letzte Schreiben Clodts an den revaler Rath ist aus Riga vom 6. Juni 1571 datirt. In diesem kündigt er die Ankunft des «achtbaren, hochgelehrten und ehrenfesten» Dr. Jona Offenburger¹ in Reval an. Der sei von der kaiserlichen römischen Maj. aus «väterlicher Sorge» als Vorbote einer grösseren Gesandtschaft zunächst nach Polen geschickt worden. Man möge doch in Reval für ein gutes «Losement» für den gelehrten Herrn sorgen. Man würde es nicht zu bedauern haben, da auch er, Offenburger, später nach Rostock zu gehen beabsichtige, wo er, Clodt, seine Unterstützung bei den Verhandlungen mit den Vertretern der Hansa nöthig haben werde.

Bald darauf endigte Clodts staatsmännische und diplomatische Wirksamkeit mit seinem Leben. Er starb, wie uns der Chronist Arndt berichtet, im Jahre 1572. Weder das Geburtsjahr noch den Todestag kennen wir. Da er aber im Jahre 1558 als Vertreter Revals an dem Wolmaer Landtage theilnahm und, wie wir aus einem dem revaler Stadtarchive angehörigen Briefe eines Dr. Johannes Funck ersehen, im Jahre 1552 Syndicus war, so ist wol anzunehmen, dass er, damals ein Dreissiger, bei seinem Tode die durchschnittliche Mittagshöhe eines Menschenlebens überschritten und etwa mehr als funfzig Jahre alt geworden ist. Nach Arndt erfolgte sein Tod in Riga und ist er auch in dortiger Domkirche begraben worden.

Ein Grab- oder Gedenkstein, der uns Kunde von seiner letzten Ruhestätte geben könnte, existirt nicht mehr². Setzen wir ihm daher vorläufig — d. h. so lange durch neuere Forschungen etwas Gegentheiliges nicht erwiesen ist — einen solchen mit der einfachen Inschrift:

«Er war ein deutscher Mann!»

¹ Russow (in Pabsts Ausgabe S. 181) nennt ihn Offenbürger und bezeichnet den 14. Juni 1571 als den Tag seiner Ankunft in Reval.

² Wie wir einer uns von dem Herrn C. v. Löwis of Menar gütigst zu Theil gewordenen Mittheilung entnehmen, ist ein Leichenstein des gleichnamigen Jost Clodt, der am 4. September 1621 als schwedischer Oberst vor Riga gefallen, aus der rigaer Domkirche nach Jürgensburg gebracht worden, wo er sich augenblicklich befindet. — Eine weitere freundliche Mittheilung des Herrn livländischen Ritterschäftssecretärs Baron Bruiningk bezeichnet es, auf Grund der Kirchenbücher der rigaschen Domkirche, als höchst wahrscheinlich, dass die Gebeine des in dieser begrabenen Jost Clodt zugleich mit dem Leichensteine seines gleichnamigen Enkels nach Jürgensburg gebracht und dort begraben worden sind.

Das auf S. 640 erwähnte Gedicht lautet:

Epicedion.

*Livoniam patriam vastae dum barbarus hostis
Moschus et hic regni sollicitamus spem,
Cum sociis functum legati munere rebus
Jam bene confectis me fera Parca rapit.
Officium meum prosit tibi patria, Conjux
Cum patre grandaevo tu mea casta vale
Et tibi sint curae socialis pignora lecti!
Dormio de Tiesenhaus hic Fabianus ego.*

Dazu die in der betr. Quelle befindliche freie Uebersetzung:

Der unmilde Reusse mein Vaterland
Verheert mit Nahm¹, Raub und Brand.
Dasselbe zu retten schickt man mich
Und meine Gesellen an dieses Reich.
Da wir verrichtet, was uns geziemt,
Nach Gottes Willen der Tod mich nimmt,
Gott gebe, dass dieser erhaltene Schutz
Meinem Vaterlande gerathe zu Nutz.
Mein frommes Weib und Vater alt,
Der liebe Gott euch aus Gnade erhalt.
Meine nachgelassenen Kindlein klein
Lass ich euch zum Besten befohlen sein.
Von Tiesenhausen ich Fabian
Schlaf hier und werde wiederum aufstan.

Vorstehendes «Leichenlied» (Epicedion) hat in seiner einzigen Aufzeichnung in dem Conceptprotokolle des revaler Rathes der Jahre 1558 und 1559 die Ueberschrift:

Es redet

Fabian v. Tiesenhausen der Jüngere, estländischer Edelmann, gestorben in Kopenhagen Anno 1558 den 5. September, und die Unterschrift:

Obiit 5. Septembris horam inter quintam et sextam.

Der jüngere hiess unser Tiesenhausen, weil sein Vater, welcher 1557 Ritterschaftshauptmann war und mit seinem Sohn denselben Vornamen hatte, noch am Leben war, sein Sohn starb.

Ueber die Entstehung des Gedichts und seinen Verfasser steigen billig einige Zweifel auf. Wann ist es verfasst und wer

¹ «Nahm» wol gleich «Diebstahl» von «nehmen».

ist der Verfasser? und wie ist es gerade in das Protokoll des revalschen Rathes gekommen, muss man sich fragen, da Tiesenhausen nicht Abgesandter der Stadt, sondern der Ritterschaft war. Es ist ja kaum anzunehmen, dass Tiesenhausen im Vorgefühl seines herannahenden Todes sich selbst ein Leichenlied gesungen habe. Auch spricht die am Schlusse angegebene Todesstunde für einen anderen Verfasser. Da möchte die Vermuthung Pabsts — sie steht auf einem Blättchen mit Bleistift notirt, das sich mitsammt anderen handschriftlichen Aufzeichnungen Pabsts im Besitze der estländischen Ritterschaft befindet — es habe sich ein Freund des in Kopenhagen Verstorbenen und Begrabenen in dessen Gedanken und Stimmung kurz vor seinem Tode versetzt und aus ihnen heraus den Grabgesang angestimmt, wol viel für sich haben. Ja, diese Vermuthung erhebt sich fast zur Höhe der Gewissheit, wenn man die Thatsache, dass das Gedicht sich in einem Rath्सprotokolle vorfindet mit dem Umstande in Verbindung bringt, dass niemand anders der drei nach Dänemark Abgesandten, nachdem auch Wettberg gestorben, Tiesenhausen so nahe gestanden haben kann wie Clodt. Der lateinischen Sprache auch in ihrer poetischen Behandlung mächtig, lag es ihm als Rath्सbeamten nicht fern, das Concept des Protokolls zur Aufzeichnung des «Epicedion» zu benutzen.

W. Greiffenhagen.





Johannes Janssen über die Reformation.

Das Schillersche Wort: Von der Parteien Hass und Gunst — verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte — wird bis zu einem gewissen Grade auf die Beurtheilung jeder grossen Persönlichkeit anzuwenden sein, die entscheidend, anregend, umgestaltend oder auch nur zerstörend in den Gang der Weltgeschichte eingegriffen hat. Je gewaltiger sie gewirkt hat, um so eifriger werden Liebe und Hass, Verehrung und Verachtung bemüht sein, das Bild dieser Persönlichkeit in ihrem Sinne geschichtlich festzulegen. Am wenigsten objectiv pflegt das zeitgenössische Urtheil zu sein. Erst einer späteren Zeit gelingt es, nachdem eine grössere Menge authentischen Materials der wissenschaftlichen Verwerthung zugänglich gemacht worden und die persönliche Theilnahme dem Bedürfnis nach Erforschung der reinen Wahrheit Platz gemacht hat, die Personen und Ereignisse der Vergangenheit in annähernd richtigem Lichte zu sehen. So ist es der geschichtlichen Forschung gelungen, über eine ganze Reihe bedeutsamer Männer der Vergangenheit zu einem nach menschlichem Ermessen abschliessenden Urtheil zu kommen.

Alexander der Grosse, Karl der Grosse, Ludwig XIV., Friedrich II. sind solche Persönlichkeiten, über deren Charakter, Wirksamkeit und Bedeutung im wesentlichen nur ein Urtheil in der gebildeten Welt existirt. Man erkennt leicht, dass die Wissenschaft und die durch diese erzeugte öffentliche Meinung da am ehesten zu einstimmiger Beurtheilung gelangen werden, wo es sich um Fragen handelt, welche für das praktische Leben der Gegen-

wart nicht mehr von so acutem Interesse sind, oder die ihre endgiltige Lösung bereits gefunden haben. Wo dagegen die Wirkungen früherer Ereignisse noch unmittelbar in der Gegenwart empfunden werden, da sind auch heute noch die Meinungen schärfer gespalten, da werden unwillkürlich die lebhaften und sich bekämpfenden Ueberzeugungen der gegenwärtigen Generation zum Massstabe für die Beurtheilung der Vergangenheit. — Auf keinem Gebiet des menschlichen Lebens wird das deutlicher zu Tage treten als auf dem ewig alten und doch jedem Menschenkinde ewig neuen der Religion. Eben so wenig wie religiöse Meinungsverschiedenheiten je aus der Welt schwinden werden, eben so wenig wird sich die Welt je zu einem gleichlautenden, unumstösslichen Urtheil über die Männer und Ereignisse verständigen können, welche für die geschichtliche Ausprägung der religiösen Ideen im Gemeinschaftsleben der Menschen von massgebendem Einflusse gewesen sind.

Die gewaltigsten Persönlichkeiten der Religionsgeschichte sind, von Christus selbst abgesehen, der Apostel Paulus und Martin Luther. Da unser ganzes Christenthum auf Pauli Wirksamkeit zurückgeht, so werden die Differenzen in der Beurtheilung des Apostels innerhalb der christgläubigen Menschheit verhältnismässig nur geringe sein. Christliche und unchristliche Weltanschauung sind hier die entgegengesetzten Pole: über Luther ist aber die katholische Christenheit selber in getrennte Confessionen aus einander gegangen. Hier finden wir die gegensätzliche Beurtheilung innerhalb der christlichen Weltanschauung. Dass die Reformationsgeschichte in katholischer Darstellung sich ganz anders ausnimmt, als wie wir sie kennen, ist ja wol selbstverständlich; ebenso werden wir uns nicht wundern dürfen, wenn Luther den Katholiken als ein ruchloser Frevler erscheint, der die göttlich geordnete Einheit der Kirche zerrissen und ihrer Autorität seine menschliche Auslegung der Bibel in vermessener Selbstüberhebung entgegengesetzt habe. Trotzdem können wir von Luther getrost sagen, das sein Charakterbild in der Geschichte nicht schwankt. Denn das, was von feindlicher Seite über ihn geschrieben worden ist, ist keine Geschichte, sondern aus Unwissenheit, Verblendung oder Bosheit entsprungene Entstellung, beziehungsweise Fälschung ganz evidenter Thatsachen und Verhältnisse. Dass der Luther, wie er in unser aller Herzen lebt, der geschichtlich wahre ist, daran können wir ruhig festhalten, ohne uns den Vorwurf einseitiger Parteigesinnung machen zu müssen. Denn, wenigstens in Deutschland, hat es nie

eine andere als eine auf protestantischem Boden erwachsene Wissenschaft, also auch nur eine protestantische Geschichtswissenschaft, die diesen Namen wirklich verdient, gegeben. Was von Katholiken auf geschichtlichem Gebiete Achtungswerthes geleistet worden ist, muss doch immer ein Kind protestantischen Geistes genannt werden, der seit der Reformation auch auf die katholische Welt befruchtend gewirkt hat. Es liegt im Wesen der katholischen Kirche, dass sie eine vorurtheilslose, unbefangene Forschung nicht gestatten kann. Wer an die Beurtheilung Luthers mit einem Zweifel an der Schlechtigkeit seines Thuns herantritt, hat den katholischen Boden bereits verlassen. Dieser scholastischen Wissenschaftlichkeit des Katholicismus gegenüber haben wir also das volle Recht, die Resultate der protestantischen Geschichtsforschung als die massgebenden für unsere Auffassung in Anspruch zu nehmen. Wissenschaftlich ist daher die Kenntnissnahme des gegnerischen Standpunktes von keinem grossen Werthe. Dagegen hat es für uns doch ein eigenthümliches, ich möchte sagen praktisches Interesse, zu wissen, wie sich die ärgsten Feinde der Reformation diese und ihren Urheber vorstellen. Denn der literarische Kampf gegen die geschichtliche Person Luthers ist nur eine Seite des heute mit erneuerter Heftigkeit wieder ausbrechenden Kampfes zwischen Katholicismus und Protestantismus.

Auf die Person Luthers ist seit seinem Auftreten aller Schmutz und alle Verleumdung und Lüge gehäuft worden, die der leidenschaftliche Hass seiner Gegner nur immer zu ersinnen vermocht haben. Was früher auf diesem Gebiete geleistet worden, soll jedoch hier nicht weiter berührt werden. Die folgenden Zeilen beschäftigen sich lediglich mit dem jüngsten und darum für unsere Generation auch bedeutendsten ultramontanen Werk über die Reformationsgeschichte. Es handelt sich um das Werk von Johannes Janssen: *Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters*. Eine Besprechung dieses Buches kommt im Jahre 1889 etwas spät, und vielleicht dürfte der Gegenstand bis zu einem gewissen Grade antiquirt zu nennen sein, da es bereits einige Jahre her sind, dass derselbe eine erbitterte literarische Fehde in Deutschland hervorrief. Dem aber steht die That- sache gegenüber, dass Janssens Buch in weiten Kreisen unserer baltischen Heimat nur vom Hörensagen bekannt oder völlig unbekannt geblieben ist. Es kann das niemand wunder nehmen. Der Natur der Sache nach musste dieses Buch dort am meisten Auf-

sehen und Aufregung hervorrufen, wo Protestantismus und Katholicismus auf engem Raume neben einander wohnen und sich den Boden gegenseitig streitig machen. Da musste die Geschichte des deutschen Volkes wie ein Signal zum Angriff wirken und den streitbaren Protestantismus zur Gegenwehr unter die Waffen rufen. Dies praktische Moment, der im täglichen Leben sich fühlbar machende Gegensatz zu der römisch-katholischen Kirche, fällt bei uns weg; darum konnte auch eine literarische Erscheinung, wie Janssens Werk, bei uns so wenig von sich reden machen. Dass aber die Bekanntschaft mit Janssen auch für uns von Werth sein kann und dass wir mehr als ein blos wissenschaftliches Interesse an ihm nehmen dürfen und müssen, wird jedem am Schlusse unserer Auseinandersetzungen einleuchten. Ausserdem hat Janssens Buch seine grosse Bedeutung für die Gegenwart noch keineswegs eingebüsst, wie die steigende Zahl seiner Auflagen beweist, deren bis jetzt zwölf erschienen sind.

Johannes Janssen ist katholischer Priester und Geschichtslehrer am städtischen Gymnasium zu Frankfurt a. M. Er ist bereits seit langer Zeit schriftstellerisch thätig. Eine ganze Reihe historischer Arbeiten legt Zeugnis ab von seinem rastlosen Fleiss, seiner grossen Gelehrsamkeit und seiner ultramontanen Gesinnung. Von seinem Hauptwerk: Geschichte des deutschen Volkes &c. erschien der erste Band 1877. Ihm sind im Laufe der Zeit noch fünf andere gefolgt, jeder etwa 500—600 grosse Octavseiten stark; ein siebenter Band, der bis in den dreissigjährigen Krieg hineinreichen soll, steht in Aussicht. Sofort bei seinem Erscheinen erregte dieses Buch allgemeines und berechtigtes Aufsehen. Es ist eine Geschichte des deutschen Volkes im 15. und 16. Jahrhundert in schwärzest-ultramontaner Färbung. Es unterscheidet sich aber dadurch von allen Werken ähnlicher Art, dass es scheinbar ganz leidenschaftslos und mit scheinbar grösster Objectivität geschrieben ist. Der Verfasser redet in diesem Buche fast nur in Citaten. Man wird nur wenige Sätze in demselben finden, welche frei von Anführungszeichen sind. So lässt Janssen scheinbar die Quellen selber reden, verzichtet auf eigenes Urtheil. Der Erfolg des Buches war geradezu ungeheuer. Die katholische Presse und Wissenschaft hatten in ihm gefunden, was sie brauchten. Hier war endlich einmal ein Werk erschienen, streng wissenschaftlich, ohne Schimpfereien und grobe Ausfälle, strotzend von Gelehrsamkeit, das geeignet schien, dem berühmtesten Geschichtswerke über jene Zeit, der deutschen

Geschichte Rankes, jenem Kleinod deutsch-protestantischer Geschichtschreibung, die Wage zu halten. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, dieses Buch in möglichst weiten Kreisen zu verbreiten, und das Erstaunliche geschah: das umfangreiche, gelehrte Werk wurde in allen Kreisen der katholischen Bevölkerung Deutschlands gelesen. Schreiber dieser Zeilen machte selbst eine in Bezug auf die Verbreitung des Buches höchst belehrende Erfahrung. Auf dem Schlossberg zu Baden-Baden traf er an einem prächtigen Frühlingstage zwei junge Kaufleute aus Rastatt. Sie priesen die Schönheit ihres badischen Ländchens, doch klagten sie: «Wenn nur die Preussen nicht drin wären.» Das gab dann Gelegenheit zu einem politischen Gespräch, in welchem sie unter anderem erzählten, mit welcher Verehrung sie an Janssen hingen. Auf die verwunderte Frage, ob sie denn das grosse, gelehrte Werk künnten, gestanden sie, noch mit der Lectüre desselben beschäftigt zu sein und zwar in einem Kränzchen junger Leute, die sämmtlich von dem gleichen Enthusiasmus für die katholische Sache und die geschichtliche Wahrheit beseelt wären. — Ja, auch Protestanten wurden durch die bestechenden Aussenseiten des Buches gewonnen; es wurde als unparteiische Darstellung angepriesen und noch im J. 1882 von dem Illustrierten Weihnachtskatalog jedem Gebildeten als passendstes Weihnachtsgeschenk empfohlen. Auf protestantischer Seite konnte diese besonders durch den ersten Band hervorgerufene Täuschung nicht lange vorhalten. Bald war der wahre Charakter des Buches erkannt, und es begann eine erhitzte Polemik gegen Janssen. Am meisten Verbreitung fand eine Schrift des berühmten Lutherbiographen, des Professor Köstlin aus Halle: *Luther und J. Janssen, der deutsche Reformator und ein ultramontaner Historiker*. In schlichter, sachlicher Darstellung wies Köstlin hier alle gegen Luther vorgebrachten Beschuldigungen und Verdächtigungen überzeugend zurück; zeigte aber auch, dass Janssen nicht nur aus Unkenntnis oder Flüchtigkeit geirrt habe, sondern dass es ihm überhaupt auf geschichtliche Wahrheit nicht ankomme. Seitdem musste in protestantischen Kreisen und in der gesammten wissenschaftlichen Welt das Urtheil feststehen, dass Janssen mit ausgesuchtestem Geschick, aber auch vollendeter Perfidie alle die Stellen aus Luthers eigenen Werken und Briefen, aus den Berichten von gut und schlecht unterrichteten Zeitgenossen zusammengetragen hat, welche für seine Auffassung zu sprechen scheinen. Er hat dabei alles, was gegen ihn zeugen

könnte, seinen Lesern verschwiegen, andererseits seinen Citaten, indem er sie aus dem Zusammenhang riss, in den sie gehören, und durch gewandte Gruppierung in einen falschen Zusammenhang brachte, einen gefälschten Sinn untergeschoben. Selbst an ganz offenbar zu Tage liegenden Entstellungen und willkürlichen Auslassungen fehlt es nicht. Aber obgleich Janssen vor dem Forum der ernstesten Wissenschaft längst gerichtet ist, so sind die Wirkungen seines Buches auch heute noch fast dieselben, wie vor Jahren. Denn der Schein der Unparteilichkeit besticht heute noch jeden, der mit gutem Vorurtheil und nicht geschützt durch ein grösseres Rüstzeug wissenschaftlicher Bildung an diese Lectüre herantritt. Die Wirkung der zahlreichen Widerlegungen, auch der Köstlinschen, ist aber als eine ausserordentlich geringe zu bezeichnen. Denn von denjenigen, welche das Janssensche Buch gelesen haben und durch dasselbe überzeugt worden sind, werden nur die wenigsten sich die Mühe geben, aus der Masse wissenschaftlicher Zeitschriften und Broschüren eine protestantische Kritik desselben aufzusuchen und durchzuarbeiten. Janssen kann nur überwunden werden durch einen Schriftsteller, dessen Werke denselben Reiz auf die Massen ausüben und ebenso ins Volk dringen. An solchen Kämpfen fehlt es aber zur Zeit noch vollständig.

Auf den ganzen Inhalt der umfangreichen Geschichte des deutschen Volkes einzugehen, verbietet uns die Rücksicht auf den Raum; auch würde das Interesse des Lesers für diesen Stoff bald erlahmen. Es genügt, wenn wir uns zur Charakterisirung des Gesamtwerkes auf einige einleitende Bemerkungen über die Geschichtsauffassung Janssens im Allgemeinen beschränken, um uns dann denjenigen Partien zuzuwenden, auf welche es uns am meisten ankommt, der Darstellung von Luthers Leben und Wirken.

Die Quintessenz der Janssenschen Weisheit besteht darin, dass ihm das funfzehnte und das beginnende sechzehnte Jahrhundert als die schönste Zeit der deutschen Geschichte erscheint, als eine Zeit voll froher Hoffnung, welche die schönsten Früchte der Zukunft in ihrem Schosse barg. Alles war in Umbildung und Entwicklung begriffen. Politisch und kirchlich näherte sich Deutschland dem Ziel seiner Bestimmung. Unter den Kaisern Maximilian und Karl V. wurde das weltumfassende Kaiserthum deutscher Nation wieder neu ins Leben eingeführt; die Ideale des Mittelalters fanden wieder Gestalt, sie befruchteten das gesammte Leben der deutschen Nation, die zugleich auf dem Höhepunkt ihrer wirthschaftlichen Entwicklung

anlangte. Wol waren der Misstände und Schäden, an welchen das öffentliche und private Leben der Deutschen krankte, nicht wenige. Janssen berührt auch den Misbrauch der geistlichen Amtsgewalt zu weltlichen Zwecken, das üppige, gottlose Treiben eines grossen Theiles der Prälaten, selbst die Verweltlichung der päpstlichen Curie. Aber das waren vorübergehende Auswüchse, Krankheiten der äusseren Erscheinung, die den gesunden Kern nicht berührten, schon damals auf dem besten Wege, durch die wahrhaft katholische Frömmigkeit des Volkes und durch die trotz allem ungeschwächt wirkenden sittlichen Kräfte der Kirche überwunden zu werden. Da trat plötzlich eine allgemeine Revolution ein. Die Humanisten zerstörten die einheitliche Bildung des Mittelalters, Luther und seine Genossen die Einheit der Kirche und spalteten die Nation in zwei feindlich geschiedene Heerlager. Von jener fast unbewusst, geräuschlos vollziehenden Reform war nun nicht mehr die Rede; mit dem Glück und der Blüthe Deutschlands wie Europas war es vorbei; das Ende — der dreissigjährige Krieg!

Es wird nicht unzweckmässig sein, an dieser Stelle daran zu erinnern, wie die wissenschaftliche Ueberzeugung des Protestantismus sich zu dieser Frage stellt. — Wir alle wissen, dass die der Reformation vorausgehende Zeit fast auf allen Gebieten eine vollständige Auflösung der alten Ordnungen, auf denen das Mittelalter beruhte, erblicken lässt. Die kaiserliche Würde war nicht viel mehr als ein leerer Titel, ihre Träger hatten an dem Gedeihen des Reiches, in dem ihnen eine so geringe gesetzliche Macht zugestanden wurde, kein sonderliches Interesse; der Einfluss, den sie als Kaiser noch besaßen, war ihnen ein willkommenes Werkzeug für die Erreichung der besonderen Ziele ihrer Hauspolitik. Friedrich III. und Maximilian waren die ersten jener habsburgischen Kaiser, denen das deutsche Reich gerade gut genug war, die Mittel für die Erhöhung und den Glanz des Hauses Oesterreich zu liefern. Maximilians Grosssohn, Karl V., war alles andere eher als ein Deutscher; er besass ein Gebiet, in dem die Sonne nicht unterging; Deutschland war nur einer der vielen Factoren in seinen politischen Berechnungen: es sollte ihm helfen, seine Weltherrschaft zu verteidigen, resp. zu begründen. Das politische Leben des deutschen Volkes pulsrte an den Fürstenhöfen und in den Städten. Durch einen der verkehrtesten und merkwürdigsten Entwicklungsprocesse war es dahin gekommen, dass diese particularen Kräfte, welche von jeher einer starken Reichsgewalt widerstrebt hatten und auf

deren Kosten emporgekommen waren, doch die nationale Idee gegenüber dem österreichisch-burgundisch-spanischen Kaiserthum repräsentirten. Aber wie eigennützig, nüchtern, unpatriotisch dachten und handelten auch diese Fürsten, in deren Hände die Zukunft des deutschen Volkes gelegt schien. Der Blick auf das Ganze, von dem sie einen Theil bildeten, fehlte ihnen allen Genusssucht, roher leerer Prunk, Mangel edlerer Empfindungen — das ist der Eindruck, den die deutschen Fürstenhöfe jener Zeit machen. Anders verhält es sich mit den Städten. Sie sind im Kampf mit den Fürsten und dem Adel emporgekommen, reich und mächtig geworden. Im Bürgerthum hat sich die nationale Kraft des deutschen Volkes concentrirt. Aber so erfreulich der gewaltige Aufschwung der Städte uns vor Augen tritt — was an ihnen tüchtig, achtunggebietend ist und eine reiche Zukunft verheisst, bleibt doch dem grossen politischen Leben der Nation entfremdet. Eng begrenzt ist der Gesichtskreis; die Verhältnisse sind klein, gleichsam im Privatleben liegt die Kraft der Deutschen. Dazu herrscht auch in den ehrbarsten Städten eine Sittenlosigkeit, die mit dem steigenden Reichthum noch zunimmt, eine politische Gesinnungslosigkeit, die uns erschrecken muss. So war das staatliche Leben der Deutschen überaus traurig, ja hoffnungslos musste es allen Patrioten erscheinen, nachdem die Versuche, dem Reiche eine wirksame, den Zeitverhältnissen entsprechende ständische Verfassung zu geben, ebensowol an dem Uebelwollen des Kaisers, wie an der Selbstsucht der Stände gescheitert waren.

Denselben Eindruck gewinnen wir bei einem Blick auf die kirchlichen Verhältnisse. Der Papst, das Oberhaupt der katholischen Christenheit, hatte sich seiner geistlichen Aufgabe entfremdet. Nicht die Leitung der Kirche, nicht die Sorge für das Seelenheil der ihm unterstellten Gemeinde Christi waren die Triebfedern seiner Handlungen. Ein italienischer Territorialherr war er geworden, der mit allen Mitteln einer unsittlichen Staatskunst seine fürstliche Macht und den Kirchenstaat zu erweitern strebte. Die Kirche mit allen ihren Idealen, Glaube und Aberglaube der Christen, die Macht, zu lösen und zu binden, sie waren in den Dienst der allerweltlichsten, halb heidnischen Interessen gestellt. Und vom Haupte ergoss sich das Gift in alle Glieder. Die gesammte Kirchenverfassung, das Kirchenrecht, die bevorzugte Stellung der Geistlichkeit waren herabgesunken zum Mittel niedrigen Gelderwerbes. Nicht dass es keine achtbaren, von Pflichtbewusstsein und christlicher Gesinnung

durchdrungenen Geistlichen gegeben hätte. Es gab deren eine grosse Menge. Aber gerade sie waren es, welche Wehe riefen über die Verderbnis der Kirche und nach einer Reform an Haupt und Gliedern verlangten. Das Durchschnittsmass sittlicher Lebensführung der Geistlichkeit war unter das Niveau des Normalen gesunken. Auch hier hatte es an Reformversuchen nicht gefehlt. Die grossen Concilien zu Constanz und Basel waren hervorgerufen durch das Bedürfnis der Christenheit nach gründlicher Besserung. Was hatten sie gefruchtet? Einzelne Misbräuche waren abgestellt worden, um bald darauf wieder fröhlich emporzuwuchern. Die Zeit der grossen Reformconcilien war nur eine Episode gewesen, weil sie sich an den Kern der Sache, die Lehre, nicht gewagt, sondern sich, wie wir heute sagen würden, mit einer Revision der Verfassung begnügt hatten. Von einem Reformconcil war der Reformator Huss verbrannt worden. Und doch ging ein tiefes Sehnen nach Religion und Religiosität durch die Zeit. Aber auch hier schien die Zukunft hoffnungslos zu sein!

Denn was half es nun, dass sich auf so vielen Gebieten ein neuer, frischer, freudiger Geist regte, dass die Wissenschaft sich ihres dürrn mittelalterlichen Gewandes entledigte, die Schätze antiker Bildung vor den freudetrunkenen Augen der Humanisten sich aufthaten, die Kunst in Italien ihre höchsten Triumphe feierte, das Kunstgewerbe in Deutschland seine Blüthezeit erlebte, neue Welttheile entdeckt wurden, der Handel einen grossartigen Aufschwung nahm! Es sei mir gestattet, hier die schönen Worte Baumgartens aus seiner Geschichte Karls V.¹ anzuführen: «Gewiss, es war eine herrliche Zeit geistigen und künstlerischen Schaffens und Aufstrebens. Die späteren Jahrhunderte werden wol immer mit andächtiger Dankbarkeit und wahrer Erhebung vor den Schöpfungen der erhabenen Geister sich verneigen, welche damals die Welt mit den Gaben ihrer reinen und grossen Kunst beglückten, nirgends reiner und grösser als in Rom, an dem Hofe Leos X. . . . Wenn man aber von den Personen absieht und die Epoche ins Auge fasst: konnte alle Herrlichkeit der italienischen Kunst und alle Regsamkeit des Humanismus das tiefe Leid der Zeit heilen? Konnte diese ästhetische und literarische Blüthe auch nur in denen selbst, welche an ihr regen Antheil nahmen, die Verkümmernng des sittlichen und religiösen Elements ersetzen? Und was bedeutete gar alle diese Blüthe für die Millionen, welche

¹ Bd. I, p. 334 u. 335.

nichts von ihr vernahmen? Nur zwei Mächte reichen an den Grund des allgemeinen menschlichen Daseins: Staat und Kirche. Alles, was jene Zeit in Kunst und Wissenschaft Ausserordentliches hervorbrachte, es war doch ausser Stande, der vereinigten Macht des entsittlichten Staates und der entheiligten Kirche die Wage zu halten. Es musste vor allem das Innerste, was den Menschen trägt und treibt, aus dem Wust verfälschter Ueberlieferungen und vergiftender Einflüsse befreit, den unwahren Lebenszwecken und den schlechten Mitteln die echten Ziele menschlichen Strebens und die reinen Wege, welche zu ihnen führen, gegenübergestellt werden, und zwar durch eine Persönlichkeit, welche von all dem klugen, die damalige Welt beherrschenden Calculiren, von all den Listen und Schlichen der weltlichen und kirchlichen Staatskunst nichts wusste und nichts wollte, sondern mit voller ganzer Hingebung an das Seelenheil der Welt den Rücken kehrte, um dann die Welt zu vergeistigen, wie sie die Seele befreit hatte.»

Das ist die protestantische Auffassung von dieser Zeit und ihren Aufgaben. Was macht nun der ultramontane Historiker aus ihr! Er stellt sie geradezu auf den Kopf. Es ist nicht schwer, alle Zeugnisse für das religiöse Leben des Volkes, für seine Anhänglichkeit an die alte Kirche, alle Aeusserungen einer unbefangenen, heiteren Volksseele, wie sie namentlich das behäbige Leben der Städte hervorbrachte, zusammenzustellen und eine Darstellung jener Zeit so mit den Beweisen dieses glücklichen, zufriedenstellenden Zustandes zu durchflechten, dass die Schattenseiten darüber ganz zurücktreten. Es hat aber einen ganz besonderen Grund, warum Janssen und seine Gesinnungsgenossen sich blind zeigen oder stellen für das Hauptelend in Staat und Kirche. Es handelt sich hier weniger um die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung, als um Fragen der Ueberzeugung, der Weltanschauung. Janssen selbst nennt seine Weltanschauung die christlich-germanische, eine Phrase, mit der schon viel Unheil angerichtet worden ist, weil sie einen Begriff bezeichnen soll, der ganz undefinirbar ist. Was aber Janssen meint, ist einerseits jene unpolitische, unwahre und gestaltlose Geschichtsbetrachtung, in welcher die Romantiker schwärmten, andererseits der Herrschaftsgedanke der einen unveränderlichen Papstkirche. Danach giebt es nur eine gottgewollte Ordnung der Welt: einen Papst, der als unfehlbarer und untrüglicher Stellvertreter Christi die Welt regiert und den

profanen Theil dieser Arbeit dem Kaiser übergibt, der irgendwie eine Oberherrlichkeit über die Christenheit ausübt. Es ist das die Theorie des 13. Jahrhunderts, des heil. Thomas v. Aquino, den die Katholiken zu ihren grossen Kirchenvätern zählen. Dieser in der Gedankenwelt des Mittelalters existirenden Weltanschauung, die aber zu keiner Zeit in dem wirklichen Leben der Menschheit mit seinen unendlich mannigfaltigen Gegensätzen ganz in die Erscheinung getreten ist, — ihr entspricht die Auffassung, welche der Ultramontanismus noch heute von der Aufgabe aller Wissenschaft, so auch der Geschichte hat. Wir nennen diese Auffassung die scholastische. Da hat die Geschichte lediglich die eine Aufgabe¹, die ewig gleiche Heiligkeit der römischen Weltherrschaft in Staat und Kirche zu beweisen, jede Abweichung von derselben als ketzerische Lehrmeinung zu verdammen und zu zeigen, wie eine solche nur Elend und Verderben im Gefolge hatte. Danach muss auch der undeutscheste aller Kaiser, Karl V., so lange er ein gehorsamer Sohn der Kirche war, dem deutschen Historiker als die geeignetste Persönlichkeit erscheinen, um Deutschland in die gottgewollten Bahnen seiner Entwicklung zu leiten. Welche Grundsätze sich alsdann für die Beurtheilung der Reformationsgeschichte ergeben, braucht kaum gesagt zu werden. Sie sind von dem hervorragendsten Organ der ultramontanen Geschichtswissenschaft, dem historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, in folgende Worte zusammengefasst worden: «Ein katholischer Autor muss es geradezu als seine strenge Pflicht erkennen, die principiell allein richtige und deshalb objective Auffassung der Kirche von der Glaubensspaltung zum klar betonten Grundgesetz der eigenen historischen Anschauung zu machen².» Das bedeutet die Herrschaft des Dogmas über die Gewissen der Einzelnen auch in der Wissenschaft, und die Wissenschaft hört hier auf. Eine wissenschaftliche Widerlegung dieses Standpunktes ist unmöglich, wie es überhaupt bei den grössten und darum elementarsten Fragen, welche den menschlichen Geist bewegen, nicht auf wissenschaftliche Erkenntnis, sondern auf die gläubige Ueberzeugung ankommt.

Luther verkörpert nun die absolute Verneinung der ultramontanen Anschauung von Staat und Kirche: hier das Dogma — dort die freie Forschung in der Schrift, hier ein mit besonderen

¹ Max Lenz, Janssens Geschichte des deutschen Volkes, Sybelsche Zeitschrift 1883, p. 238.

² a. a. O.

geistlichen Gaben versehener Clerus — dort das allgemeine Priestertum jedes Christen; hier die Idee einer übernationalen Universalmacht und dort die moderne Anschauung, dass Gott die Aufgaben des Lebens zunächst im Kreise eines bestimmten Volkes verwirklichen lässt; — — alles das unversöhnliche Widersprüche. Diese Gedanken, theils völlig ausgereift, theils in ihren Keimen liegend, werden durch Luther repräsentirt. Dass Janssen der Persönlichkeit Luthers nicht gerecht wird, dass sie ihm unverständlich bleibt, wird uns nicht wunder nehmen, und wir müssen uns mit der Thatsache dieses Unvermögens begnügen. Die Art und Weise aber, wie er seine vorgefasste Meinung begründet, offenbart uns die sittlichen Mängel des Verfassers.

Wer ist nach Janssen Luther? Der Sohn eines Todtschlägers. Für die geschichtliche Bedeutung eines Menschen ist es doch gleichgiltig, wie seine Eltern waren. Aber diese von Köstlin schlagend widerlegte Lüge bringt den Leser in die richtige Stimmung, mit welcher er den Sohn des Mörders auf seinen weiteren Lebensweg begleiten soll. Luther wird zu Hause mit unmenschlicher Härte behandelt. Aengstlich und scheu tritt er in die Welt. Da findet er im Hause der Frau Cotta zu Eisenach Aufnahme. Und nun kommt ein Meisterstück Janssenscher Darstellung. Luther war damals 15 Jahre alt. Was wir sonst über ihn wissen, erzählt sein Zeitgenosse und Biograph Mathesius mit folgenden Worten: «Als er daselbst eine Zeit lang vor den Thüren sein Brot ersang, nahm ihn eine andächtige *M a t r o n e* zu sich an ihren *T i s c h*, dieweil sie um seines Singens und herzlichen Gebets willen in der Kirche eine sehnliche Zuneigung zu dem Knaben trug.» Janssen macht Luther um zwei Jahre älter und stellt ihm die Frau Cotta als junge adelige Dame gegenüber. Er schreibt: «In Eisenach trat, etwa in seinem 17. Lebensjahre in seinen Verhältnissen plötzlich eine Wendung ein, als ihn Frau Cotta, eine *j u n g e a d e l i g e D a m e*, in ihr *H a u s* aufnahm; dort lernte er das Leben von einer anderen Seite kennen, übte Laute und Flötenspiel und hörte den Ausspruch: «Es giebt kein lieber Ding auf Erden, denn Frauenliebe, wem sie zu Theil kann werden.» Hierzu ist nur noch zu bemerken, dass Janssen an einer anderen Stelle sagt, er vermeide es absichtlich, selbst die letzten Folgerungen aus seinen Mittheilungen zu ziehen; er überlasse dies den Lesern.

Es folgt das Studentenleben in Erfurt. Janssen betont zuerst die sittliche Ungebundenheit der Humanisten, um dann Luther als

einen begeisterten Schüler derselben, der sich gern in ihrer Gesellschaft bewegte, zu bezeichnen. Gewissensängste treiben ihn ins Kloster, in welches er, bezeichnend genug, von allen seinen Büchern nur zwei heidnische Dichter mitnimmt. Luther erscheint bei Janssen als ein ganz haltloser Charakter, der von einem Extrem ins andere verfällt. Da ihm die Demuth vollständig abgeht, so fehlt ihm auch der wahre Beruf zum Klosterleben; in massloser Hoffahrt beruft er sich Gott gegenüber auf seine guten Werke und Kasteiungen, die er in krankhafter Nervosität ganz unnütz übertreibt. Als er hierbei natürlich den Frieden der Seele nicht findet, verfällt er gleich ins andere Extrem, die Rechtfertigung im Glauben allein zu suchen und alle guten Werke zu verachten.

Seitdem ist die Rechtfertigung durch den Glauben allein bei Luther eine Art fixer Idee geworden. Dass Luther den Glauben ein kräftig und geschäftig Ding nennt, gute Werke zu Tage zu fördern, dass ihm der Glaube, der sich in guten Werken nicht offenbart und sie als unausbleibliche Früchte zeitigt, ein todter Glaube ist, wird verschwiegen. Hier beginnen die Verdrehungen, Auslassungen und absichtlichen Entstellungen, welche von der Kritik freilich alle nachgewiesen sind, den unerfahrenen Lesern aber verborgen bleiben und der Masse derselben darum so gefährlich werden. — Was soll man z. B. von Luther halten, wenn wir aus einer Anmerkung bei Janssen erfahren, er habe Melanchthon die Worte geschrieben: sündige nur tapfer darauf los, aber glaube noch tapferer und freue dich in Christus, der der Sieger über die Sünde ist¹. Luther hat diese Worte unzweifelhaft geschrieben; aber indem Janssen dieses Citat als Beleg für die ganz aberwitzige Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben anführt und sie durch gesperrten Druck hervorhebt, verlieren sie ihren schlichten, glaubensfreudigen Sinn, und Luther erscheint entweder als frivoler Spötter oder als ein Mann, der wirklich im Glauben einen Frei-brief für jede Art von Sünde gefunden zu haben wähnt. —

Wir gelangen nun zu den entscheidenden Momenten im Leben des Reformators und in der deutschen Geschichte. Luther schlägt die 95 Thesen über die Kraft des Ablasses an die Schlosskirche zu Wittenberg, weil ihm die Lehre der Kirche über die Verdienstlichkeit guter Werke nicht zusagt. Nicht die Misbräuche beim Verkauf des Ablasses, die Janssen nur an einer Stelle so nebenhin

¹ Janssen 2, p. 73, 2.

erwähnt, bewegen ihn dazu; diese können nach Janssen auch nicht besonders gross gewesen sein, obgleich er sie als arge bezeichnet¹.

In dieser That Luthers soll nun gar keine besondere Kühnheit zu sehen sein, eine Bemerkung, welche ein deutscher Kritiker mit Recht als lächerlich bezeichnet hat. Aber Janssen geht noch weiter und spricht Luther überhaupt jeden persönlichen Muth ab. Nicht einmal sein Erscheinen und Auftreten in Worms, seine Reise als Geächteter von der Wartburg nach Wittenberg lässt er als heroische Thaten gelten. Vielmehr der Kaiser und die päpstlichen Gesandten hatten alle Ursache, vor den Anschlägen der mit Luther verbundenen Revolutionspartei auf der Hut zu sein. Denn überall weiss er eine Menge von Belegstellen für die Furcht der Katholischen vor einem Anschläge der Anhänger Luthers beizubringen; und diese Befürchtungen gelten ihm ohne weiteres als eben so viel Beweise für das Bestehen weitverzweigter Complotte, während über die Todesgefahr, in welcher Luther schwebte, vor welcher ihn fast alle seine Freunde warnten, schweigend hinweggegangen wird. Luthers unnöthige Furcht, man könne ihm nach dem Leben trachten, soll schliesslich zur förmlichen Monomanie geworden sein. — Wie ihm schon im Kloster der demüthige Sinn abging, so zeugt auch sein ganzes späteres Leben von blasphemischer Selbstüberhebung; in ihr findet Janssen den Schlüssel für das ganze Auftreten und das Benehmen Luthers. Unzweideutig trete das hervor in den Worten, mit welchen Luther die päpstliche Bannbulle ins Feuer warf: «Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer. Also Luther soll sich selbst als den Heiligen des Herrn bezeichnet haben, während dieses Bibelwort einfach Christus darunter versteht. Im weiteren Verlauf wird dann alles

¹ Nichts charakterisirt die Janssensche Art der Geschichtschreibung besser, als die auf den Ablassverkauf durch Tetzeln bezüglichen Sätze. Einzelne genommen, sind sie unanfechtbar, als Ganzes eine grobe Unwahrheit. Ich lasse sie in ihrem Wortlaut folgen. «Tetzeln, ein beliebter Volksredner, war nämlich vom Erzbischof Albrecht von Mainz zum Untercommissar ernannt worden, um im nördlichen Deutschland den vom Papste Leo X. für den Bau der Peterskirche ausgeschriebenen Ablass zu verkündigen; er predigte allenthalben unter grossem Zulauf des Volkes. In der von ihm den Pfarrern und Beichtvätern zugestellten Instruction wurde den Gläubigen, welche des Ablasses theilhaftig werden wollten, die kirchliche Pflicht eingeschärft, zuvor zu beichten und die heilige Communion zu empfangen, ein ehrbares Leben zu führen, Wirthshäuser und verdächtigen Umgang zu meiden und keine unnützen Ausgaben zu machen. Gleichwol kamen schwere Misbräuche vor, und das Auftreten der Prediger, die Art der Darbietung und Anpreisung des Ablasses erregten mancherlei Aergernisse.»

Ueberschwengliche, alles Uebertriebene, das thörichte oder begeisterte Zeitgenossen zur Verherrlichung Luthers hervorgebracht haben, auf seine eigene Veranlassung zurückgeführt oder seine völlige Zustimmung zu derartigen Ungehörigkeiten als selbstverständlich vorausgesetzt.

Ein Mann wie Luther, dessen Auftreten die einschneidendsten Umwälzungen in Europa hervorrief, muss, wenn die Berechtigung dieser Umwälzungen geleugnet wird, als ein Revolutionär schlimmster Art gelten. Man wird also mit einem Katholiken darüber, dass Luther ein verderbenbringender Revolutionär war, nicht streiten können. Aber eine andere Frage ist die, ob Luther für seine Revolution gewaltsame Mittel zum Umsturz der bestehenden Ordnung in Anspruch genommen hat. Hier kommt die principielle Frage über die Berechtigung der Reformation gar nicht in Betracht. Der Vorwurf, Luther habe sich zuerst mit dem unzufriedenen Adel unter der Führung Ulrichs von Hutten und Franz' v. Sickingen verbunden, dann durch systematische Verhetzung der öffentlichen Meinung, durch Brandschriften, die er selbst verfasst oder von seinen Anhängern verfassen liess, auch den fürchterlichen Bauernkrieg erregt, dieser Vorwurf ist so alt wie unsere Reformation selbst. Keiner der Vorgänger Janssens ist aber mit solchem Geschick bei der Begründung desselben verfahren, wie Janssen selbst. Einen directen Beweis hat freilich auch er nicht beibringen können. Er stützt sich einmal auf die Aeusserungen Luthers in Reden, Predigten und Schriften, dann auf die Thatsache, dass Krieg und Zerstörung, Gewaltsamkeit und Zuchtlosigkeit im Gefolge der Reformation einherschritten. Unzweifelhaft hat Luther sich und seiner Sache unendlich geschadet durch die Masslosigkeit und Heftigkeit seiner Sprache, dadurch, dass er in der Wahl seiner Ausdrücke nie scrupulös war und hier nur zu oft die Grenze des Erlaubten, ja Anständigen überschritt. Man kann diesen Fehler Luthers ruhig zugeben und bedauern, ohne von seiner Verehrung für den gewaltigen Mann auch nur etwas zurückzunehmen. Wir beten ja unseren Reformator nicht als einen makellosen Heiligen an, sondern wissen sehr wohl, ebenso wie er es wusste, dass er ein Mensch war wie die anderen, mit grossen Schwächen und Fehlern, aber trotzdem ein auserlesenes Werkzeug Gottes, ein Charakter, der, als Ganzes genommen, weit über den Durchschnitt der übrigen Menschheit emporragt. Luthers Reden und Schriften bieten nun jedem das, was er in ihnen finden will. Janssen wollte nur das

finden, worin Luther sich von seiner unliebenswürdigsten, wildesten und abstossendsten Seite zeigt. Es ist ihm nur zu gut gelungen. Die auf Luther bezüglichen Partien seines Buches stellen nach der oben erwähnten Methode, nur die Quellen selbst reden zu lassen, eine Blütenlese Lutherscher Kraftausdrücke und Schimpfereien dar. Aus diesen hat sich der Leser seine Vorstellung von Luthers Charakter und Wirksamkeit selbst zu bilden; sie sollen die Summe seiner politischen Weisheit, seine Anschauungen über das praktische Verhalten der katholischen Kirche Kaiser und Reich gegenüber enthalten! Von dem uns vertrauten Bilde Luthers bleibt hier nur eine elende Caricatur zurück. Aber ganz abgesehen davon, dass man zu einer wahren Charakteristik eines Menschen doch niemals kommen wird, wenn man sich in seine schlechten Eigenschaften vertieft, anstatt vor allem seine Vorzüge zu studiren: — die von Janssen angeführten Stellen, in welchen Luther zur Ermordung des Papstes, der Bischöfe, zur Plünderung der Klöster und zu noch schandbareren Thaten auffordern soll, sind zu einem Theil sehr unsicher verbürgt, zum anderen Theil aus dem Zusammenhange gerissen, in dem sie sich ganz anders ausnehmen. Es bleibt freilich ein nicht zu kleiner Rest übrig, aus dem man auf eine zuchtlose, wenn auch niemals, wie Janssen uns glauben machen will, unzüchtige Gesinnung Luthers schliessen könnte, wenn das das Einzige oder auch nur das Hauptsächlichste wäre, was wir aus Luthers Munde und aus seiner Feder haben.

Hierüber und über den Werth der Schlussfolgerungen, welche Janssen für die Persönlichkeit Luthers aus den erregtesten Stellen seiner polemischen Schriften zieht, bedarf es wol keiner weiteren Auseinandersetzung. Köstlin sagt zum Schlusse seiner Streitschrift gegen Janssen: wenn er eine Wirkung derselben auf die katholischen Freunde der Wahrheit hoffen dürfe, so wünsche er sich die, dass sie einmal unbefangenen Hauptschriften Luthers aus den verschiedenen Gebieten seines Wirkens ganz läsen und selbst auf sich wirken liessen. Sie bekämen doch einen anderen Eindruck als aus Janssens Excerpten.

Sind aber der Bauernkrieg, der Aufruhr der Bilderstürmer, das Greuelregiment der Wiedertäufer in Münster nicht in Folge der Lehren Luthers eingetreten? Es wäre ein sehr oberflächliches Verfahren, den Spruch «an den Früchten sollt ihr sie erkennen» ohne weiteres hier zur Anwendung zu bringen. Nicht darauf kommt es an, ob das Elend, die Verwirrung in Folge der Reformation

eintrat, sondern ob sie als Folge eintrat. Den Nachweis hat doch noch keiner erbracht, dass die Zuchtlosigkeit der Bauern, der Communismus der Wiedertäufer, die Verwerfung jeder geschichtlich gewordenen Obrigkeit in der Consequenz Lutherscher Lehren gelegen habe. Vor dem Misverstande und dem Misbrauch zu schlechten Zwecken ist aber keine grosse Idee geschützt gewesen, wenn sie in Staat, Gesellschaft und Kirche greifbare Gestalt gewinnen sollte. Es war nicht Luthers Schuld, wenn das, was er geistlich verstanden wissen wollte, auf das Gebiet des Weltlichen hinübergespült wurde. Wollte man Luther daraus einen Vorwurf machen, dass die unreifen Volksmassen, denen es in der katholischen Zeit an geistlicher Zucht und religiösem Verständniss theilweise ganz gemangelt hatte, die Lehre des neuen Evangeliums in ihrem Sinne deuteten, so könnte man dem Apostel Paulus und dem Christenthum überhaupt dasselbe zur Last legen. Janssen ist wiederholt an die Thatsache erinnert worden, dass Paulus Grund hatte, davor zu warnen, man möge die christliche Freiheit, die er predigte, nicht zu «einem Anlass fürs Fleisch nehmen». Und hat das Christenthum dadurch etwas von seiner Wahrheit und seinem Segen eingebüsst, dass es die römisch-griechische Culturwelt keineswegs sittlich verjüngt, sondern die Zersetzung derselben nur gefördert hat? Man kann sogar zugeben, dass die ersten Wirkungen der Reformation sich auf einigen Gebieten als ein Niedergang der Cultur offenbarten. Es ist kein Zweifel, dass die Universitäten über den Unruhen der Zeit verödeten, ja dass auch bei den Lutherischen eine Zunahme der Corruption auf sittlichem Gebiete eintrat. Denn die Versuchung, sich aus den Trümmern der zusammenbrechenden alten Kirche zu bereichern, war übermächtig und die weltlichen Vortheile, welche die Annahme der neuen Lehre in Aussicht stellte, zu verlockend, als dass diese Beweggründe nicht bei Fürsten, Städten, Mönchen, Nonnen und vielen anderen eine massgebende Rolle gespielt hätten. Keiner aber hat gewaltiger als Luther gegen die Gefahren, welche in den Neuerungen überhaupt lagen, angekämpft, wie das seine Ansprachen an die Städte und Obrigkeiten zu Gunsten der Schulen, seine Ermahnungen zu ehrbarem, würdigem Lebenswandel der Geistlichen selbst, seine Berichte über die Kirchenvisitationen beweisen. Gerade die Berichte über die traurigen Zustände auf dem Lande, welche die Kirchenvisitationen ans Licht brachten, sind für Janssen eine mit Vorliebe benutzte Quelle, um das allgemeine Verderben, das durch die Reformation eingetreten sein soll, zu schildern.

Er verschweigt aber, dass Luther selbst doch wieder die Freude erlebte, auf manchen Gebieten eine Besserung constatiren zu können, und unterlässt, worauf es ihm doch in erster Linie ankommen müsste, den Nachweis vollständig, dass es damals mit der sittlichen Beschaffenheit der Katholiken besser bestellt war.

Wem die grosse kirchliche Umwälzung des 16. Jahrhunderts als eine aus dem religiösen Bedürfnis des Volkes sich ergebende Nothwendigkeit gilt, als eine Bewegung, die ihre tiefsten Wurzeln in den letzten dunkeln Trieben des Volkslebens hat, dem kann ein Zweifel an der Berechtigung der Reformation auch dann nicht erwachsen, wenn er das ganze politische und wirthschaftliche Elend der späteren Zeiten auf sie zurückführen zu müssen glaubt; um so weniger, wenn er sich vergegenwärtigt, wie alle anderen Versuche einer Reform der Kirche bis dahin fehlgeschlagen waren und was für Früchte die sogenannte katholische Reformation durch das tridentinische Concil in den von confessionellem Hader so gut wie unberührt gebliebenen Ländern Spanien und Italien gezeitigt hat. War die deutsche Reformation wirklich nothwendig und konnte sie sich auf anderem Wege als durch Lostrennung von der alten Kirche nicht behaupten, so fällt die Verantwortung für den dreissigjährigen Krieg, den politischen Gegensatz katholischer und protestantischer Staaten, die ganze Zerrissenheit Deutschlands bis in unser Jahrhundert nicht ihr zur Last. Religiöse Ideen treten mit dem Anspruch auf, eine höchste Wahrheit zu besitzen und verkünden zu dürfen; eine gewisse Ausschliesslichkeit gehört naturnothwendig zu ihren Merkmalen. Sie vertragen sich vollkommen mit Toleranz und Gewissensfreiheit, nicht aber mit der Rücksichtnahme auf bloss äusserliche Vortheile und rein politische Erwägungen, durch welche sie in der Verkündigung ihrer Wahrheit beeinträchtigt werden könnten. Dass die Reformation, um die Einheit der Nation nicht zu zerreißen, ihre politische Machtstellung nicht zu gefährden und ihre friedliche wirthschaftliche Entwicklung nicht zu stören, hätte unterbleiben müssen, ist ein für Protestanten unfassbarer Gedanke und sollte es auch für die billig Denkenden unter ihren Gegnern sein. Die Schuld, welche die ultramontane Wissenschaft der Reformation aufbürdet, fällt auf die katholische Kirche zurück, welche es dahin hatte kommen lassen, dass eine Besserung ihrer heillosen Schäden und eine Reinigung ihrer verfälschten Lehre für einen grossen Theil der Christenheit nur durch Trennung von ihr möglich wurde, dann auf die unglückliche Entwicklung der

deutschen Verhältnisse im Mittelalter, welche es dahin kommen liessen, dass eine aus dem Gemüths- und religiösen Leben des Volkes urwüchsig entspringende geistige Bewegung die bereits eingetretene Zersplitterung Deutschlands vollenden musste, schliesslich auf diejenigen geistlichen und weltlichen Reichsstände, welche den natürlichen Lauf der Ereignisse hemmten und trotz besserer Einsicht aus Egoismus und in späterer Zeit aus Fanatismus den Anschluss des gesammten Volkes an die reformatorische Bewegung gewaltsam hinderten oder, wo derselbe bereits vollzogen war, rückgängig machten. Heute kann kein Mensch bestreiten, dass die vollständige Verdrängung des Katholicismus aus Deutschland im 16. Jahrhundert eine sehr nahe gerückte Möglichkeit war; durch welche Mittel das verhindert wurde, ist aus der Geschichte der Gegenreformation und der Thätigkeit der Jesuiten sattsam bekannt. Der dreissigjährige Krieg ist keine nothwendige Folge der Reformation gewesen, wohl aber der katholischen Gegenreformation; dass jedoch deren siegreiches Vordringen in dem Sinne eine geschichtliche Nothwendigkeit genannt werden müsse, dass auch ein einsichtigeres und patriotischeres Verhalten der deutschen Fürsten, katholischer und protestantischer, dasselbe nicht hätte abwenden können — das wird wol niemand behaupten wollen.

Es liegt ein ganz besonderer Reiz in der Beobachtung der geschichtlichen Thatsache, dass alle grossen Ideen, wenn sie auf Erden Gestalt gewinnen, zuerst etwas getrübt und mit vielen Schlacken behaftet erscheinen und nur allmählich im Kampfe mit alten Anschauungen, Verhältnissen und unzähligen Hindernissen ausreifen, bis sie endlich klar formulirt werden und die Menschen sie bewusst zu Maximen ihres Handelns machen. Janssen lässt diese Erwägung ganz ausser Acht. In Luthers Leben erkennen wir etwas Tragisches darin, dass er um höherer Zwecke willen einen Theil der Grundsätze, auf denen sein reformatorisches Wirken beruhte, in späterer Zeit, als es galt, das Gewonnene zu sichern und auf den Trümmern des Alten einen Neubau aufzuführen, zurückstellen musste, weil die Praxis der Zeit noch nicht reif für sie war. Erst einer viel späteren Zeit war es vorbehalten, Freiheit der Gewissen, religiöse Toleranz, freies wissenschaftliches Forschen als unerlässliche Voraussetzungen einer segensreichen Arbeit in Staat, Kirche und Gesellschaft zu betrachten. Es ist immer eines der beliebtesten Kampfmittel der Feinde Luthers gewesen, ihm nachzuweisen, wie oft er in seinem späteren Leben diesen Grund-

sätzen untreu geworden sei. Auch Janssen hat das weidlich ausgenutzt und darin einen Beweis seines ungezügelter Subjectivismus gesehen, dass er später in kirchlichen Angelegenheiten für sich eine Autorität in Anspruch nahm, die er den Häuptern der katholischen Kirche bestritt, und unzählig oft ist es wiederholt worden, dass er den Seinen gegenüber eine papstähnliche Stellung einnahm, die er bei jedem anderen verdammt hätte. Es hat aber auch kein vernünftiger, protestantischer Geschichtschreiber geleugnet, dass Luther oft von einer Hartnäckigkeit war, die sich bis zur völligen Verkennung seiner Gegner steigern konnte und es ihm unmöglich machte, den Standpunkt derselben auch nur zu verstehen. Luther wurde mit zunehmendem Alter reizbarer und unduldsamer. Aber es wäre doch, wenn man diesen bedauerlichen Fehler auch zugesteht, die grösste Ungerechtigkeit, wollte man nicht gleich hinzufügen, wie die gewaltige Verantwortlichkeit, die auf ihm lastete, ihn gegen sein Wollen in diese Stellung hineindrängte. Gesucht hat er sie wahrlich nicht. Von seinem Verhalten hing, wie er fest überzeugt war, das Seelenheil von Millionen ab. Niemals hat er leichtfertig eine Entscheidung gegeben, sondern sich jedes mal nur nach den schwersten inneren Seelenkämpfen zu seinem Standpunkt durchgerungen. Dann aber hielt er ihn auch fest und war von der Wahrheit desselben viel zu tief durchdrungen, um nicht für die Anerkennung desselben seinen ganzen Einfluss aufzubieten, ja seine ganze Persönlichkeit einzusetzen. Dass Luther, der von der begeisterten Liebe seines Volkes getragen war wie kein anderer und der in dieser Liebe den mächtigsten Antrieb zu weiterem Wirken und gewiss eine herrliche Genugthuung fand, unbedenklich seine ganze Popularität aufs Spiel setzte und sie zu einem grossen Theil verlor, weil er der Wahrheit vor allem die Ehre zu geben gedachte, wie z. B. in seinem Verhalten den aufständischen Bauern gegenüber — das ist doch eine sittliche Grösse, vor der auch die Gegner den Hut ziehen müssten. Janssen schweigt davon. Er nutzt statt dessen die Selbstbekenntnisse Luthers, dass er oft darum gezittert und gezagt, ob er ein so grosses Werk auch richtig und mit Gott angefangen habe und ob er es auch werde glücklich hinausführen können, dahin aus, dass er ihn als einen von Gewissensbissen und Aengsten, über das Verbrecherische seines Beginns heimgesuchtes, zwischen Reue und Trotz hin- und hergerissenes, schliesslich an diesem inneren Zwiespalt sittlich und geistig verkommenes Individuum darstellt.

Wir können füglich die Verdächtigungen und offenbaren Lügen, welche ihm die gewöhnlichste bürgerliche Moralität absprechen, und ebenso die Motive übergehen, welche ihm in Bezug auf seine Stellungnahme zu den Mönchs- und Nonnengelübden und zur Ehe untergeschoben werden, ihm, der der vollen Werthschätzung dieser innigsten Lebensgemeinschaft erst dadurch die Bahn gebrochen hat, dass er die mittelalterlich-ascetische Ansicht von der sittlich vollkommenen Lebensführung der Ehelosen verwarf. Effectvoll wie der Anfang der Lebensbeschreibung Luthers ist auch der Schluss derselben. Jeder Schulknabe bei uns weiss, wie Luther als 63-jähriger Mann trotz seiner körperlichen Gebrechen dem Rufe seiner ehemaligen Landesherrn, der Grafen von Mansfeld, folgte, um einen Streit zwischen ihnen zu schlichten; wie er schon auf der Reise erkrankte und trotz aller Widerwärtigkeiten den Handel glücklich beilegte. In Köstlins Lebensbeschreibung kann jeder nachlesen, wie glücklich bei Luther auch in seinen letzten Tagen Ernst und Humor mit einander gepaart waren, mit welcher heiteren Ruhe er seinem Tode entgegensah und wie glaubensfroh er entschlafen ist. Janssens Bericht über Luthers Tod lautet folgendermassen:

In Eisleben erlebte er keine Freude. Als er sah, wie im gräflichen Schlosse der Wein auf dem Fussboden floss, sagte er bekümmert: «Das wird bald Gras nachwachsen.» Er war körperlich und geistig erschöpft; seine letzte Stunde war nahe. «Vor seinem Tode,» berichtet der Arzt Ratzeberger¹, «als er sein Gebet zu Gott in aufgethanem Fenster gesprochen, sah er den Satan auf dem Rohrbrunnen, der ihm die Posteriora gezeigt und seiner gespottet. Abends vor seinem Ende war er mit Doctor Jonas und Michael Cölius, seinen Hausgenossen, heimlich guter Dinge, und da er sich nach gehaltenem Abendmahl hat wollen zur Ruhe legen, hat er folgenden Vers mit Kreide an die Wand geschrieben: «Im Leben war ich, o Papst, deine Pest, im Tode werde ich dein Tod sein.» In der folgenden Nacht, auf den 18. Febr., trat seine Seele vor den ewigen Richter.

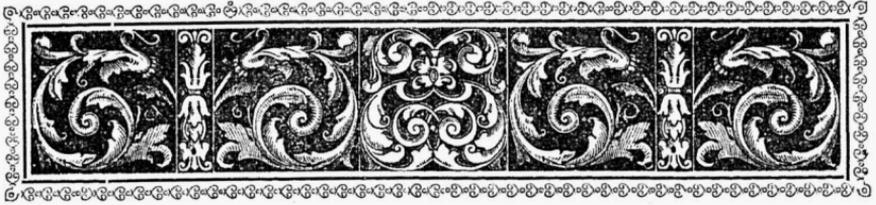
Aus den oben bereits erwähnten Gründen wird das Janssen'sche Buch, wenn es bei uns auch bekannter werden sollte, als es jetzt ist, niemals eine so leidenschaftliche Erregung hervorrufen

¹ Ratzeberger, der sich damals nicht bei Luther befand, erwähnt einige Jahre später der Erscheinung des Teufels als einer Sage. Köstlin, Luther und Janssen, p. 68.

können, wie jenseits der Grenze. Es fragt sich, wodurch die Besprechung des Janssenschen Buches in den Spalten der «Baltischen Monatschrift» im Besonderen gerechtfertigt erscheint. Das besprochene Werk ist jedenfalls ein Beitrag zur Geschichte der geistigen Kämpfe unseres Jahrhunderts; es ist von Interesse, ja nothwendig zu wissen, was die protestantischen Glaubensgenossen ausserhalb unserer Landesgrenzen in Athem hält; ausserdem ist das Buch in vieler Beziehung sehr lehrreich, z. B. in culturgeschichtlicher, und sind seine Verdienste nach dieser Seite hin von der protestantischen Kritik auch vollkommen gewürdigt worden. Allein das ist es nicht, was uns Balten die Bekanntschaft mit einem derartigen Werk nahe legt; vielmehr ist es der Umstand, dass die Beurtheilung der Reformation, die uns hier in ultramontanem Gewande entgegentritt, diejenige ist, welche sich alle Feinde des Protestantismus zu eigen machen. Eine oberflächliche Geschichtsbetrachtung erzeugt selbst unter uns Stimmungen und Urtheile, welche den soeben angeführten nahe kommen und unsere Widerstandskraft einem geschickten Angriffe gegenüber schwächen. Aus diesem Grunde ist es keine verlorene Mühe, sich den gegnerischen Standpunkt klar zu vergegenwärtigen und einige seiner hauptsächlichsten Momente auf ihre Berechtigung zu prüfen. Dazu ist aber eine besonnene Lectüre des Janssenschen Buches ganz besonders geeignet. Sollte Janssen gehofft haben, auch viele Protestanten in sein Lager hinüberzuziehen und sie dauernd in ihren religiösen und geschichtlichen Ueberzeugungen schwankend zu machen, so täuscht er sich stark. Wem sein Protestantismus mehr ist, als eine äussere Form, in die er hineingeboren, der wird durch die Erörterung mancher wirklichen Schwächen und Gebrechen, deren der Protestantismus sich auch in der Reformationszeit schuldig gemacht hat, an dem Lügengeiste, der dies Buch durchweht, nicht irre werden. Vielmehr eine Stärkung des evangelischen Bewusstseins lässt sich von der Kenntnissnahme der Mittel erwarten, welcher man bedurfte, um Luther und seine Zeit zu verunglimpfen.

Dr. A. Bergengrün.





K. Pobedonoszew über: Familienantheile.

In einem Aufsatz über die Familienantheile (семейные участки) hat K. Pobedonoszew, der Generalprocurator des hl. Synods, im Septemberheft der Monatsschrift «Russkij Westnik» (1889) Ideen entwickelt, welche, wenn sie auf fruchtbaren Boden fallen, geeignet sind, die agrarpolitischen Anschauungen in Russland, die Werthschätzung gewisser Besonderheiten der russischen Agrarverfassung und zuletzt diese selbst bedeutenden Aenderungen entgegenzuführen. Zwar fehlt daran noch viel, dass solche Wandelung rasch erfolge; hat doch selbst die Redaction der Zeitschrift, welcher der hochgestellte Autor seine Gedanken anvertraute, die kurzen Darlegungen nicht überall verstanden, wol deshalb, weil sie sich nicht gleich von den eingewurzelten Vorurtheilen zu lösen vermochte. Das Misverständnis tritt in einer redactionellen Anmerkung offen zu Tage — worauf im Zusammenhange zurückzukommen sein wird. Unsere deutsche Tagespresse hat an der Hand eines Referats der «St. Petersb. Zeitung» über den Inhalt der Arbeit von K. Pobedonoszew bereits kurz referirt. Die Bedeutung, welche wir derselben beilegen möchten, rechtfertigt indessen ein nochmaliges und die principiellen Fragen schärfer hervorhebendes Eingehen.

Den Ausgangspunkt bildet die Erkenntnis, dass das abstracte Princip der Gleichheit der französischen Revolution das zerstörende Element sei, welches die Ordnungen der europäischen Agrarverfassungen zu zersetzen drohe. In diese hat es Grundsätze des Erbrechts und des Veräußerungsrechts am Grundbesitz hineingetragen, welche den Forderungen der Stabilität, welche dem

organischen Charakter des landwirthschaftlichen Gutes widersprechen. Dem Princip der Gleichheit und seinen Consequenzen setzt Pobedonoszew die Principien des festen Familienzusammenhanges einerseits und die praktischen Bedürfnisse der landwirthschaftlichen Betriebe andererseits entgegen, und aus dem Gesamtzusammenhange darf man schliessen, dass er die Rücksicht auf diese höher stellt, als die auf jenes. Ja, er scheint nicht abgeneigt, das Princip der Gleichheit als eine Ausgeburt der Revolution überhaupt zu verurtheilen.

In lichtvoller historischer Darlegung wird sodann ausgeführt, wie jenes zersetzende Princip in allen europäischen Gesetzgebungen bis auf die neueste Zeit herab die Agrarordnungen verderblich beeinflusst habe, wie dasselbe namentlich im Erbrecht und im freien Verkehr mit Grundbesitz Ausdruck gefunden habe, wie aber aus der christlich-germanischen Welt herausgewachsene Grundsätze anderer Art jenem Princip zuerst passiven Widerstand entgegengesetzt haben, wie es denselben in allerneuester Zeit gelungen sei, sich principielle Anerkennung zu erringen, wie sie seitdem ein mächtiger Factor geworden seien, mit dem jeder Gesetzgeber auf agrarpolitischem Gebiete nunmehr zu rechnen habe, wie endlich die vergleichende Forschung Analogien gefunden habe, welche, aus ganz anderen Anschauungskreisen entsprungen, ähnliche Grundsätze aufweisen, was den Beweis der Allgemeingiltigkeit derselben wesentlich unterstütze.

Folgen wir den Einzelheiten der interessanten Darlegung!

In Frankreich ist es namentlich das Erbrecht gewesen, durch welches die Grundeigenthumsverhältnisse in verhängnisvoller Richtung sich entwickelt haben. Der Artikel 826 des *code civil* bestimmt: *chacun des cohéritiers peut demander sa part en nature des meubles et immeubles de la succession*. Das französische Gesetz verhindert den Erblasser, seine ungetheilte Wirthschaft in solche Hände für den Todesfall zu übergeben, die seiner Meinung nach Vertrauen verdienen. Die Wirkung ist überall, in Frankreich, wie in den anderen Ländern, welche das französische Recht recipirt haben, bedeutendes wirthschaftliches Elend, Zerrüttung und Vernichtung insbesondere der kleinen Wirthschaften und Hand in Hand damit Zerstörung des festen Familienzusammenhanges.

Für den Staat überaus wichtig erklärt Pobedonoszew die Existenz und Vermehrung sicher fundirter Familien, vornehmlich solcher, die von Generation zu Generation mit den wirth-

schaftlich organisirten Gütern verbunden sind. Grundbesitzer von diesem Typus bilden seit alters und noch gegenwärtig eine politische Macht in England, auf ihnen begründeten sich seine Institutionen, durch sie ist die Freiheit der Nation sichergestellt worden. Die Vernichtung dieses Typus, welche der modernen Demokratie eigen ist, führt zur Atomisirung der Gesellschaft, zur Auflösung in einfache Einheiten, welche wechselweise nicht verbunden und vom Grund und Boden losgelöst, folglich kraftlos und bodenlos sind.

Beim Gebrauch des Wortes *дача*, das hier mit Gut übersetzt wurde, abstrahirt der Autor an dieser Stelle und so auch an den anderen Stellen, wo dasselbe gebraucht wird, von der Grösse des Besitzes. Es ist einer seiner Hauptgesichtspunkte, dass das gleiche Recht der wirtschaftlich organisirten Güter für alle Grössenverhältnisse des Grundbesitzes gelten soll. Offenbar ist es in diesem Sinne gemeint, wenn der Autor, trotzdem er zumeist bäuerliche Verhältnisse im Auge hat, hier das Beispiel Englands gewählt hat, obgleich ihm auch der bäuerliche geschlossene Grundbesitz Deutschlands zu Gebote stand, wie sich aus dem weiteren Verlauf seiner Darlegung ergibt. Er ist aber gerade deshalb der Gefahr, missverstanden zu werden, nicht entgangen, weil er seinen Gedanken, die für Russland neu sind, einen concreten Ausdruck zu geben vermieden hat. Aus dem Gesamttzusammenhange geht für uns unzweifelhaft hervor, dass sein Ziel ist, das den Gefahren der Demokratisirung zusteuernde russische Bauerntum so gut wie die übrigen Bevölkerungsklassen, insbesondere den russischen Adel, welche ihren Grundbesitz landwirtschaftlich ausnutzen und in ihrem Grundbesitz eine wirtschaftliche und sociale Aufgabe erblicken, durch seinen Typus der nach wirtschaftlichen Rücksichten organisirten Güter, d. h. durch geschlossenen Grundbesitz, zu retten. Dass dieser Grundsatz nicht in seiner ganzen Strenge, d. h. nicht auf alles landwirtschaftlich benutzte Land angewandt werden kann, ist dem Autor klar. In diesem Sinne zieht er das Beispiel Chinas heran, wo neben dem geschlossenen auch solcher Grundbesitz existirt, der dem freien Verkehr unterliegt. In diesem Sinne verweist er mit mehr Nachdruck auf Nordamerika, wo die Heimstätten-gesetze nur den Hof und ein Minimum des Besitzes — im Werthe von 1000 Dollars — der Familie sichern, den übrigen Besitz aber dem freien Verkehr, der Verschuldung und dem Zwangsverkauf überlassen.

In gleichem Sinne scheint dem Autor auch Russlands agrare

Entwicklung wünschenswerth zu sein. Zuerst gilt es ihm, die Wohnstätten nebst einem Minimalbesitz den Familien zu sichern. Russland wird sich, wie die Forschungen auf dem Gebiete der Agrargeschichte erwiesen haben, wenn es in dieser Richtung fortschreitet, in den Bahnen der ihm stammverwandten Völker, welche zu entwickelteren Agrarverhältnissen gelangt sind, Slaven wie Germanen, bewegen. Der ein Gesamteigenthum der Gemeinschaft als Obereigenthum anerkennende Familienbesitz fixirt sich zuerst am Hofe und schreitet von hier weiter fort zu Acker, Wiese, Weide und Wald. Seitdem man die Einwirkung des römischen Rechtes, als dessen radicalste Consequenz jener französische Rechtsgrundsatz nur angesehen werden kann, erkannt hat, sucht man überall die Bedingtheit jener Entwicklungsreihe des Privatbesitzes am Grund und Boden durch die Autorität des Obereigenthums der Gesamtheit in der Agrargesetzgebung zu wahren.

Doch, wir haben vorgegriffen. Pobedonoszew fährt in der Illustrirung des Widerspruches fort, in den das abstracte Gleichheitsprincip zu den praktischen Bedürfnissen der Grundeigenthumsordnung gerathen ist. Wie sorgsam auch, heisst es weiter, das Familienhaupt sein Gut eingerichtet und bearbeitet hat — dasselbe ist vielleicht ehemals durch die Arbeit früherer Generationen eingerichtet worden, ein Schatz guter Familientraditionen — alles das nützt nichts, wenn nach dem Tode das Gut der Zerstückelung anheimfällt; und auch die neuen Besitzer der Theile sind verurtheilt, eine wirthschaftliche Arbeit zu erneuern, die nach ihrem Tode wiederum auseinandergerissen wird. Dazu kommt, dass mit jeder neuen Zerstückelung, wenn es gilt, sich neu einzurichten, Capital erforderlich ist und solches immer schwerer zu haben ist. Daher die Schulden — und der Credit, welcher durch die Hypothekenordnung zwar erleichtert, aber gerade dadurch dem Gute desto verderblicher wird, das, je kleiner es ist, desto schwerer die Verschuldung trägt. Die Güter gerathen in Concurs und werden unter dem Hammer verkauft. So verliert allmählich mit dem Ruin der kleinen Güter die Landwirthschaft jegliche Anziehungskraft, und die Bevölkerung, die ehemals ansässig und mit dem ländlichen Leben zufrieden war, strömt aus den Dörfern in die Städte, wo sich das obdachlose Proletariat vermehrt, jene unzufriedene, hungrige und von jedem zufälligen und materiellen Interessé abhängige Masse. Der Grund und Boden, ehemals productiv in den Händen seiner Wirthe, verfällt in Massen

den Händen von Capitalisten und wird die Beute einer Raubwirthschaft oder der Standort einer Fabrikindustrie.

Derart sind die schlimmen Folgen der Zerstückelung der Erblässenschaften, in ihrem ganzen Umfange schon jetzt kenntlich in Frankreich, wo vernünftige Leute längst nach Mitteln suchen, um diesen Uebelständen durch Abänderung der Gesetze über das Erbrecht abzuhelfen.

Es ist offenbar, dass Pobedonoszew nicht gegen das Erbrecht zu Felde zieht, sondern gegen die, in Frankreich allerdings durch das Erbrecht bedingten Zerstückelungen des Grund und Bodens, welche keine Rücksicht haben für den organischen Charakter des landwirthschaftlichen Gutes und für die Dauer des Familienbesitzes als die stärkste Wurzel der Vaterlandsliebe. Es ist also die rücksichtslose Zerstückelung, der hier entgegengetreten wird; die Ursache derselben ist von secundärer Bedeutung.

Das sind, fährt Pobedonoszew fort, Fragen von allererster Wichtigkeit, die an die Oberfläche getreten sind nicht allein in Frankreich, sondern mehr oder weniger überall. Und diese Fragen sind nicht neu. Sie sind verknüpft mit einer anderen Frage von allererster Wichtigkeit — zu allen Zeiten und bei allen Völkern: mit der Erhaltung der wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit der Familie, welche die Hauptstütze der Ordnung und des Wohlstandes im Staate ausgemacht hat und ausmachen wird. Das Centrum der Familie ist in diesem Sinne der häusliche Herd, seine wirthschaftlichen Voraussetzungen das Haus und der Grund und Boden, beide in enger Verknüpfung unter einander. Der Grund und Boden erfordert Pflege, Arbeit, die Kunst des Wartens und Berechnens, erfordert ein Können, das nicht jedermanns Sache und — gemäss den natürlichen Verhältnissen — auch ein Gelingen, das nicht allemal eintritt. Schwer ist es für viele, sich ihren häuslichen Herd zu bewahren, ihr Haus und ihren Grund und Boden — ohne Hilfe von aussen. Daher die Verschuldetheit, daher die verhängnisvolle Rolle, welche der Darleiher in der Geschichte der Agrarverhältnisse seit den ältesten Zeiten spielt. Deshalb ist der Schutz der kleinen Landwirthschaft überall Gegenstand der Sorge und Pflege des Staates gewesen.

Der Autor fordert in richtiger Erkenntnis, dass das Bauerngut Gegenstand schützender Gesetze sei. An die Stelle des individuellen Rechtes auf Land stellt er das Recht der Familie an das Bauerngut als Gegenstand staatlicher Fürsorge hin.

Ueberall, heisst es weiter, erwies es sich als nothwendig, den Grundbesitzer in solche Lage zu bringen, dass sein häuslicher Herd sichergestellt sei vor Beschlagnahme bei Lebzeiten und vor Theilung im Todesfall. Um diesen Schutz auszuüben, kennen die Volkssitten und Gesetzgebungen folgende Mittel:

1. Die Einrichtung des ländlichen Gemeindebesitzes. Die Gemeinde versorgt alle Glieder mit Land und verbietet allen die Veräusserung desselben. Ihr gehört das Eigenthum, dem einzelnen Gliede nur der Niessbrauch des Grund und Bodens (cf. Theil I. meines Cursus des Privatrechts § 66).

2. Die Ordnung des Lehnrechts, das bekanntlich auf dem getheilten Grundeigenthum sich aufbaut. (Den historischen Excurs des Autors übergehen wir.)

3. Die chinesische Agrarordnung. Aus dem ganzen Staatsterritorium Chinas sind 75 Millionen Hektaren Land ausgesondert und in Eigenthum an Familien vergeben, mit dem Verbot, dieses Eigenthum zu veräussern oder zu verschulden, und mit der Bestimmung, dass ein jedes dieser Familiengüter ungetheilt auf einen Erben übergehe. Diese Besitzthümer befinden sich noch gegenwärtig in den Händen derselben Familien, denen sie im 7. Jahrhundert verliehen wurden, wodurch die Festigkeit des Grundeigenthums in China erklärt wird. Das übrige Land des Staatsterritoriums unterliegt dem freien Verkehr und den Einflüssen der mannigfaltigen und zufälligen Bedingungen des Marktes.

4. In neuester Zeit ist, unter der Herrschaft des Princips der bürgerlichen Freiheit, ein neues Mittel in Uebung gekommen, denselben Zweck zu erreichen. Das ist die Institution der Familienantheile auf folgender Grundlage. Der Eigenthümer kann, ohne übrigens die Befugnis, sein Eigenthum zu verschulden, zu verkaufen oder zu vererben, einzubüssen, formell erklären, dass sein Landantheil für seine Schulden nicht haftet, und verbieten, dass dasselbe nach seinem Tode getheilt werde.

Nach einer für den offenen Blick des Autors nach Westen zeugenden Darlegung der neueren europäischen Agrargesetzgebung, namentlich derjenigen Deutschlands und Oesterreichs, in welcher die Fragen des geschlossenen Bauerngutes, der Höferollen und des Anerbenrechts ins rechte Licht gestellt werden — den deutschen Leser können wir in dieser Beziehung auf die reiche Literatur verweisen — findet der Autor den charaktervollsten Typus ähnlicher Institutionen in den nordamerikanischen Freistaaten. Am

wichtigsten sind für dessen Entwicklung die in 44 Staaten von 48 mit geringen Modificationen eingeführten Gesetze der *homestead exemption*. Das erste derselben datirt vom Jahre 1849. Danach kann der Eigenthümer durch einen formellen Act — Eintragung ins Grundbuch — sein Gut (der Autor braucht den Ausdruck *дача*) im Umfang bis 200 Acres, nebst Haus und beweglichem Inventar für untheilbar und der Beschlagnahme nicht unterliegend erklären bis zum Betrage von 1000 Dollars. Wenn bei eintretender Zwangsvollstreckung es sich durch Taxation seitens der Behörde erweist, dass das Besitzthum höher werthet, so steht es dem Besitzer frei, den Ueberschuss auszukaufen oder — dieser wird abgetheilt. Durch einen zweiten Act kann der Besitzer seinen Besitz wieder freimachen, dazu bedarf es aber der Zustimmung der Ehefrau. Unter der Herrschaft dieser Gesetze hat sich die Zahl der Farmer von zwei auf vier Millionen gehoben.

Die Frage der Untheilbarkeit und Unveräusserlichkeit der kleinen Antheile erklärt Pobedonoszew für besonders wichtig in Ländern, die den Bauernstand von der Leibeigenschaft mit Land befreit haben. Die Bedeutung des Gemeindebesitzes — *общинное землевладѣльство* — für die Zeiten des Uebergangs aus der Unfreiheit in die Freiheit erkennt Pobedonoszew voll an, weil sie den Bauer vor der Gefahr schützt, ehe er die wirthschaftliche Selbständigkeit erlangt hat, seinen Grundbesitz zu verlieren.

Nach seiner principiellen Darlegung führt Pobedonoszew den interessanten Beweis, dass durch einzelne Bestimmungen der russischen Emancipationsgesetzgebung die Absicht vereitelt zu werden drohe, den Grundbesitz des Bauernstandes durch den Gemeindebesitz zu schützen. Vor allem ist es der Artikel 165 der Loskaufsordnung, welcher jedem einzelnen Bauer gestattet, nach Einzahlung seines vollen Antheils an der Loskaufssumme in der Kreisrente die Ausscheidung seines Antheils zu verlangen. Diesen Antheil besitzt er dann als unbeschränktes Eigenthum und erwirbt damit das Recht, dasselbe zu veräußern, ohne Einschränkung. Dieser Artikel hat, wie Pobedonoszew sich zu überzeugen Gelegenheit gehabt, besonders grosse Verheerungen angerichtet, indem Aufkäufer den Bauern die ganze Loskaufssumme unter der Bedingung des Verkaufs ihrer Antheile an sie vorstreckten.

Die Beispiele, welche Pobedonoszew als besonders verderblich herausgreift, genügen, den zersetzenden Einfluss zu erkennen, den jenes abstracte Princip der Gleichheit, das der französischen

Revolution entstammt, auch auf die neue russische Agrargesetzgebung ausgeübt hat. Wie in Frankreich auf dem Wege des Erbrechts, wie in Deutschland auf dem Wege der bis zu völliger Verkehrsfreiheit im Grundbesitz durchgeführten Grundsätze der Stein-Hardenbergschen Agrargesetzgebung, so hat auch in Russland dasselbe Princip, wenn auch nur durch eine Hinterthür, Eingang gefunden. Das Recht auf Land, das die russische Agrarverfassung jedem Gemeindegliede zuspricht, löst Pobedonoszew aus dem Bannkreise des abstracten Gleichheitsprincips, indem er dasselbe dem Princip des Familienantheils subsumirt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, der die Untheilbarkeit und Unveräusserlichkeit postulirt, behält der Anspruch des einzelnen Gemeindegliedes auf das Grundeigenthum der Gemeinde nur mehr bedingte Geltung, entkleidet sich der Consequenzen, welche zu den periodischen Umtheilungen der gesammten Gemeindeflur geführt haben. Diese Schlüsse zieht der Autor allerdings nicht. Es heisst weiter:

In Russland allen bäuerlichen Grundbesitz für freie Waare erklären, hiesse die Bauern aller Mittel zur Aufrechterhaltung ihres Besitzstandes berauben, aller Mittel zur Unterhaltung der Wirthschaft, zur Sicherung vor Bettelhaftigkeit und Hunger. Die Masse des russischen Volkes besteht zur Zeit aus solchen, die an Bereicherung nicht denken können, selbst nicht an regelmässige Wirthschaft, sondern versunken sind in Sorgen um das Stück Brod. Der Grundbesitz legt auf den Besitzer so schwere bürgerliche Lasten, die einem Menschen ohne Capital entschieden über die Kräfte gehen, dass die Erhaltung der Scholle leicht für die Mehrzahl sich als zu schwer erweisen dürfte.

Vor allem fordert der Autor die Beseitigung jener Bestimmungen, welche den Gemeindebesitz in Frage stellen. Aber diese Forderung befriedigt ihn nicht. Geleitet von der Erkenntnis, dass man über die Grundsätze hinauszugehen habe, welche bei Aufhebung der Leibeigenschaft wirksam waren, sagt er weiter: Zugleich mit dieser Frage¹ führt eine gesunde Politik, welche entschieden die Erhaltung der Familie in ihren sittlichen Beziehungen und ihrer wirthschaftlichen Integrität zu fördern hat, zur Nothwendigkeit, dass eine Norm des untheilbaren (und — wenn auch bedingt — durch Zwangsvollstreckung nicht veräusserbaren) bäuerlichen Haus- und Grundbesitzes festgestellt werde. Die gegen-

¹ Es ist die Frage der Beseitigung jenes Art. 165 und ähnlicher aus den Emancipationsgesetzen gemeint.

wärtig bestehenden Gesetze genügen dieser Forderung nicht. Das constatirt der Autor.

Nachdem derselbe gezeigt hat, dass nicht allein der bauerliche Grundbesitzer derart schützender Gesetze bedarf, sondern auch alle übrigen landbauenden Klassen, namentlich aber der Adel, heisst es am Schlusse — und dieser Schlusspassus bezieht sich nicht, wie die Redaction des «Russkij Westnik» misversteht, allein auf den nicht bauerlichen, sondern auf allen Grundbesitz, mit Einschluss des bauerlichen Gemeindebesitzes: Angesichts eines so elenden Zustandes entsteht unwillkürlich der Gedanke, ob es nicht auch unserer Gesetzgebung anstände, ihre Aufmerksamkeit der Begründung eines ähnlichen Typus zuzuwenden, wie ihn Nordamerika für sich in der Form der *homestead* ausgebildet hat. Dieser Gedanke ist theilweise bereits ausgesprochen worden in den Vorschlägen und Gesuchen zuerst der Poltawaer und dann mehrerer anderer Adelsversammlungen. Ich sage, zum Theil, denn diese Projecte, ohne Kenntnis der Geschichte und der westeuropäischen Gesetzgebung gearbeitet, erinnerten in einigen Zügen an *Majorate*, im Sinne exclusiv adeliger Institutionen, weshalb sie auch von der Presse ungünstig beurtheilt wurden, — nicht zu gedenken der Meinung jener Theoretiker des abstracten Princip der Freiheit jeden Verkehrs. Aber, es unterliegt keinem Zweifel, dass diese ursprünglichen Projecte bei fernerer Bearbeitung einen Charakter gewinnen können, welcher den thatsächlichen Bedürfnissen des Schutzes entspreche, nicht der grossen Güter, sondern des kleinen Grundbesitzes, d. h. einer Normalgrösse eines landwirthschaftlichen Gutes nebst Hof — (дача съ усадьбою). Trotzdem hier Ausdrücke gebraucht sind, welche der Sphäre des adeligen Gutes entnommen sind — дача съ усадьбою — und welche den Irrthum der Redaction des «Russkij Westnik», hier sei von kleinen Gütern des Adels die Rede, wol in erster Reihe veranlasst haben, geht aus dem Gesamtzusammenhange unzweifelhaft hervor und wird durch die Wahl desselben Ausdruckes für Gut — дача — in anderem Zusammenhange bestätigt, dass K. Pobedonoszew auch hier, und wol in erster Reihe, den bauerlichen Grundbesitz, also auch den Gemeindebesitz, als die normale Form des bauerlichen Grundbesitzes in Russland, im Auge hat. Unter dem Obereigenthum der Gemeinde soll, wenn wir die Ideen, welche der Autor entwickelt hat, richtig verstehen, die Familie den in seinem Kerne untheilbaren, der Zwangsvollstreckung entzogenen und nach dem Princip des Anerbenrechts, d. h. der

Bevorzugung eines Erben, erblichen Grundbesitz nutzen. Dieser Grundbesitz soll als landwirthschaftliches Gut erfasst werden, also nicht aus einer Summe von Flächenmasseinheiten bestehen, sondern gemäss dem Charakter organischer Einheit aus allen für den landwirthschaftlichen Betrieb und im Sinne eines Familiensitzes erforderlichen Theilen bestehen. Die Form der Eintragung und Löschung im Grundbuch als Voraussetzung des besonderen Charakters dieses gebundenen Grundbesitzes, die sich in Nordamerika herausgebildet hat, wird nicht betont. Dieselbe dürfte auch am wenigsten für Russland passen. Selbst in Deutschland hat sie sich nur ausnahmsweise bewährt. Denn es widerstrebt dem europäischen Bauersmann, seinem Willen durch formelle Acte Ausdruck zu geben.

Wie weit die Ideen, welche hier entwickelt werden, ihrer Verwirklichung noch ferne sind, illustriert am besten jenes Misverständnis, dem dieselben von einer Seite ausgesetzt waren, von welcher sie wol am wenigsten vermuthet wurden, von der Redaction derjenigen Zeitschrift, der jene Ideen anvertraut wurden. Dieses Misverständnis zeigt, wie schwer es einem in der Wolle gefärbten russischen Politiker werden mag, die hier zum Ausdruck gebrachten Ideen auch nur zu verstehen. Das rechtfertigt vollauf die grosse Zurückhaltung, welche der Autor beobachtet hat, eine Zurückhaltung, die es ihm vor allem versagte, mit detaillirten positiven Vorschlägen hervorzutreten. Nur einer Bemerkung begegnen wir, welche den Gedankengang andeutet. Es heisst zuletzt: Es ist unumgänglich, dass bei Beobachtung gewisser Vorsichtsmassregeln und ohne Verletzung der Rechte Dritter eine gesetzliche Möglichkeit gewährt werde, diese kleinen Grundbesitze vor Schulden und Zwangsvollstreckung zu schützen und sie nach Ausscheidung aus dem für viele verderblichen Credit in ihrer Ganzheit der Familie vorzubehalten.

Erwähnung verdient es, dass der Autor, der jene verfehlten Projecte einiger Landschaften herangezogen hat, um an ähnliche Bestrebungen anknüpfen zu können, bei Gelegenheit seiner Kritik der russischen Emancipationsgesetzgebung auch den Hinweis auf die westlichen und baltischen Gouvernements nicht unterlässt, in deren Agrargesetzen er Bestimmungen begegnet, welche er am Hauptkörper des Reiches ungern vermisst.

Seitdem die interessante Arbeit von K. Pobedonoszew erschienen ist, hat das jüngst veröffentlichte Colonisationsgesetz auf Domänenland vom 13. Juni c. gezeigt, dass seine Ideen einer sym-

pathischen Aufnahme in massgebenden Kreisen begegnen. Erklärt doch dieses Gesetz das den Colonisten auf Grund desselben verliehene Land für weder veräusser- noch verschuldbar. In dieser Hinsicht ist dasselbe vielleicht ein Versuch. Zu voller Bedeutung aber werden jene Ideen dann erst gelangen, wenn sie in die Kreise der normalen Form russischen bauerlichen Grundbesitzes, in das Agrarrecht des Gemeindebesitzes, eindringen.





Aus den Wanderjahren dreier estländischer Maler.

I.

Die Strassen Berlins waren festlich geschmückt. Unter den Linden standen lange Reihen von eroberten und rück-eroberten Geschützen, Trophäen blutiger Schlachten und Zeugnisse der Befreiung des Volkes von der Fremdherrschaft. Am lebhaftesten war der Zudrang der Menge zu dem Brandenburger Thor, auf welchem wieder das kupfergetriebene Viergespann stolz sich erhob, das, vor neunzehn Jahren aus der Werkstatt des Meisters Gottlieb Schadow hervorgegangen, als Siegesbeute von Napoleon entführt und nach Paris versetzt worden war. Mit den heimkehrenden Siegern war auch die Victoria auf ihren stolzen Standpunkt auf dem Brandenburger Thor zurückgekehrt. Jetzt war sie mehr als je und in anderem Sinne dem Berliner das Symbol der siegreichen Volkskraft und Königsmacht Preussens. Der Jubel, mit welchem Berlin die Rückkehr dieses schönen und bedeutungsvollen Werkes begrüßte, war ungeheuer; es schien ein Rausch der Freude des ganzen Volkes sich bemächtigt zu haben.

In dieses Gewühl traten zwei sonnenverbrannte, staubbedeckte Wanderer, Fremdlinge in der preussischen Hauptstadt und seltsam betroffen von der noch nie gesehenen freien Begeisterung eines Volkes. Sie kamen aus der Ferne, aus stillen heimatlichen Verhältnissen, einer eigenen Begeisterung folgend. Der Drang, die Kunst zu erlernen, hatte sie in die Fremde getrieben und jener Eintritt in Berlin sie plötzlich in das Geräusch und die Strömung

eines Volkslebens gerissen, von dem sie daheim nichts geahnt. Es waren zwei Estländer, die in Deutschland einen dritten Landsmann und Strebengenossen zu finden hofften.

In den Ostseeprovinzen, namentlich in dem nördlichen Theile derselben, wo die eigenthümliche Begabung des estnischen Volkes für die Eindrücke des Auges wol eine Rückwirkung auf die deutschen Mitbewohner des Landes üben mochte, erstehen zum Schlusse des vorigen und im Beginne unseres Jahrhunderts überraschend viel malerische Talente. Was nach dem nordischen Kriege an künstlerischem Schmucke für die neu erstehenden Kirchen und Höfe, wie für die wiederaufblühenden Patricierhäuser der Städte gefordert, und geschaffen war, rührte meist von der Hand ausländischer Künstler her. Einen geregelten Kunstunterricht zu gewinnen, war damals in den Ostseeprovinzen äusserst schwer, ja meist unmöglich. Und doch die verhältnismässig grosse Zahl der um die Wende des Jahrhunderts auf dem scheinbar für die Kunst unfruchtbaren baltischen Boden erwachsenden Künstler! Man wird kaum irren, wenn man diese Erscheinung als einen Beweis für die starke Einwirkung, welche die Geistesrichtung der deutschen Lande auf ihre nordöstlichen Nachbarn übte, ansieht. Nach langer Abhängigkeit von fremdem Geschmack und Können hatten sich in den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts die ersten Spuren eines Strebens nach künstlerischer Selbständigkeit gezeigt. Auch hier hat der Kurfürst Friedrich, noch bevor er das Königreich Preussen schuf, in seiner Hauptstadt Berlin eine Akademie gegründet. Stand dieselbe auch zuerst unter der Leitung eines Holländers und fristete sie eine wenig bedeutende Existenz, bis Friedrich der Grosse sie durch Berufung neuer Lehrkräfte reformirte, so war sie doch der erste staatlich geschützte Versuch, die Kunst im eigenen preussischen Lande zu pflegen, und wurde bald ein Vorbild für andere deutsche Staaten. Wien erhielt seine Akademie im Jahre 1711. Die Kaiserstadt war im Besitz grosser und berühmter Gemäldesammlungen. Ihr öffentliches und privates Wesen galt für reicher, urbaner und anregender, als das des damals noch ärmlichen Berlin. So überflügelte auch die wiener Akademie bald die an der Spree, und von allen Seiten strömten noch im Anfange unseres Jahrhunderts die künstlerischen Talente Deutschlands nach der Donaustadt.

In Dresden hatte zwar die Kunst an dem prachtliebenden Hofe der Kurfürsten in so weit Pflege erhalten, als ausländische Künstler zur Herstellung und Ausschmückung der Paläste berufen

wurden; eine eigenartig deutsche Schule vermochte sich aber dort noch lange nicht zu bilden. Der fremdartige phantastische Baustil, die vielen Gemälde, die an Decken, Wänden und Kuppelwölbungen angebracht oder als Werke besserer Meister aus der Ferne zusammengetragen wurden, boten immerhin späteren Generationen Anregung und Belehrung. Erinnern wir noch an die anderen deutschen Kunstschulen, welche im 18. Jahrhundert entstanden, an München, Prag, Cassel &c., so ergibt sich überall das Bestreben selbständiger Kunstthätigkeit in Deutschland.

In weit höherem Masse erkennen wir die gleiche Zeitrichtung in der deutschen Literatur. Nicht die Werke Winkelmanns und Lessings, noch die Versuche Goethes, der Kunst durch Wettbewerbung aufzuhelfen¹, sondern die Aufnahme, welche ein derartiges Streben bei dem deutschen Volke fand, zeugt für einen vollkommenen Umschwung in den künstlerischen Idealen und für die erwachende Lust am Genusse, wie am Schaffen des Schönen.

Diese hochgehende Woge künstlerischen Sehnsens und Trachtens weckte in Deutschland eine Reihe bedeutender Künstlertalente. Unter ihnen nehmen die Maler den bedeutendsten Raum ein². Dieselbe Woge fluthete nicht blos in literärischer Form, sondern noch

¹ Dass die von Gönnern geübte Pflege der Malerei nicht Volksthümlichkeit im Auge hatte, beweisen u. a. die Preisaufgaben, welche die weimarer Kunstfreunde, Goethe an ihrer Spitze, den Künstlern stellten: 1800: Tod des Resos 1801: Achilleus auf Skyros, 1804: das Menschengeschlecht vom Element des Wassers bedrängt, 1805: Stoffe aus dem Leben des Herkules. Und doch regte Goethe ohne sein eigenes Wissen durch seine Dichtungen zu nationalem Kunstschaffen an: Cornelius nahm Goethes Faust zum Ausgang seines Schaffens.

² Niebuhr, der beim Beginn seiner diplomatischen Thätigkeit in Rom den jungen Künstlern daselbst auf das Freundlichste entgegengekommen war und sich unermüdlich darum bemühte, die besten Kräfte unter denselben vom Staate beschäftigen zu lassen und sie in den Dienst des Staates zu stellen, betrachtete — wol durch eine Reihe von Enttäuschungen veranlasst — später die junge deutsche Kunstwelt in Rom mit minder freundlichen Blicken. Er schreibt im August 1818: «Das sonst so sonderbare Phänomen, dass, während für Wissenschaft und Gelehrsamkeit fast lauter taube Ohren unter den Jünglingen sind, sich so viel Talente in der Kunst zeigen, kommt zum Theil daher, weil das Lernen in Verachtung gekommen ist — — — Und dann, weil die Leute nur thun wollen, was ihnen gerade gefällt.» — Es muss wol eine Stunde tiefen Mismuths gewesen sein, die den berühmten Gelehrten zu so ungerechtem Urtheil über die Wissenschaft und Gelehrsamkeit seiner Zeit und zu der Annahme verleiten konnte, zur Kunst bedürfe es des Lernens nicht und das Talent könne entstehen, wenn jeder nur thue, was ihm gerade gefällt. Das sonderbare Phänomen hat sicher andere Gründe.

mehr als gesammte ästhetische Anschauung auch über die Ostseeprovinzen hin. In der Abgeschlossenheit der Güter wohlhabender Edelleute pflegten vornehmlich die Frauen den neuen literarischen Geschmack. In den Pfarrhäusern der alten Schule waren neben den Klassikern die Schriftsteller des modernen Humanismus, neben den Philosophen die Dichter der beliebteste Lesestoff des Vaters und der Familie. Da vielfach die Väter jener Zeit ihre Söhne selbst für die höheren Klassen der Gymnasien oder der Domschule vorbereiteten, pflanzte sich schon früh in die Gemüther der begabteren Knaben und Jünglinge eine ästhetische Weltanschauung, welche bei einzelnen zum Drange wurde, auch schöpferisch der Kunst zu dienen.

In dem Centrum Estlands, in Reval, machte sich im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ein dort bis dahin vollkommen fremdes Element geltend. In diese Stadt war als Assessor des Civiltribunals August Kotzebue gesandt worden. Derselbe hatte sich in kurzer Zeit in Petersburg hohe Gönner zu schaffen gewusst. Der Chef der dortigen deutschen Theaterdirection, General v. Baur, hatte ihn zu seinem Privatsecretär gemacht und in seinem Testamente der Kaiserin Katharina II. empfohlen. «Das rasche Feuer, mit dem er Alles aufnahm, das lebhaftes Gefühl, das seine Theilnahme reizte, hat auf mein ganzes zeitliches Verhältniß den einwirkendsten Einfluss gehabt, und dankbar segne ich seine Asche.» So schrieb damals Kotzebues Mitassessor, der jüngere Ritterschaftssecretär J. G. v. Berg (Bienemann, Statthalterschaftszeit p. 217), Wol noch einwirkenderen Einfluss übte Kotzebues lebendige Phantasie auf die Damen der adeligen Kreise in Estland, welche ihm seine Stellung und seine Begabung öffneten. Insbesondere benutzte er seine Beziehungen zur Betreibung seiner Lieblingsidee. Statt der schlechten Wanderbanden, die bisher in den kleineren Städten umhergezogen waren, gründete Kotzebue ein stehendes Privattheater und wusste wirklich in den gesellschaftlich sonst ganz geschiedenen Ständen, in dem Adel, wie in der höheren Schicht des Bürgerthums, Interesse für die Sache zu wecken und selbst persönliche Bethheiligung an dem theatralischen Spiel zu gewinnen. Es begann — freilich mit gewisser Beschränkung — eine tolle Zeit für Reval, toll, wenn man sie mit der früher hier herrschenden Sitte und Tradition vergleicht, doch selbstverständlich von der «tollen Zeit» in Weimar so weit abstehend, als Kotzebue von dem jungen Goethe.

Kotzebue hat uns in mehreren seiner Lustspiele und in anderen

Schriften den Beweis hinterlassen, wie viel für ihn benutzbaren Stoff er in der seitab liegenden Provinzialstadt und in dem gedeihlich dahinlebenden estländischen Junkerkreise fand, und wie rücksichtslos er die Schwächen der Gesellschaft zu seinen Zwecken verwerthete. Er weckte Vergnügen und Beifall in einer der genannten Gruppen, wenn er mit bekannten Vorgängen und Personen der anderen den Lachreiz kitzelte, und beklagte sich bitter über die Empfindlichkeit derer, die er von der Bühne herab mit Porträtähnlichkeit und Indiscretion verhöhnt hatte. Er wollte selbst dem Adel angehören und verspottete dessen Sitten; er brauchte den Beistand des literaturfähigen Bürgerthums und caricirte dasselbe. So war er im Grunde auf beiden Seiten gefürchtet, sein «Nationaltheater» aber doch eine Quelle — wenn auch nicht allzu edlen Vergnügens, jedenfalls eine Anregung zu grösserem geistigen Leben.

Sein Einfluss erwies sich später auf anderem Gebiete als reiner und werthvoller. Als er nach vielen freiwilligen und unfreiwilligen Reisen auf die von ihm erworbenen oder ihm geschenkten Güter in Estland zurückkehrte und ihm aus drei Ehen eine stattliche Kinderschaar ersprossen war, begann er auch für deren Erziehung in grossem Stil zu sorgen. Er verschrieb sich aus Sachsen einen Lehrer für Religion, Elementarunterricht und Musik und einen anderen für den Unterricht im Zeichnen. An Sprachlehrerinnen fehlte es gleichfalls nicht. Als grosser Cavalier hielt er namentlich auf seinem Gute Schwarzen Haus, das für eine gewisse Zeit der Sammelplatz der adeligen Nachbarn zu Festen und Jagden wurde. Jene beiden sächsischen Lehrer, August Hagen und der Maler Karl Walther, blieben aber, auch nachdem sie ihre Aufgabe in Schwarzen beendet und — wie die Tüchtigkeit der Söhne Kotzebues beweist — mit bestem Erfolg beendet, in Estland und erwarben sich in ihrer ferneren Lehrthätigkeit die allgemeine Achtung und den Dank von Generationen. Wir werden ihren Namen noch im Verlauf dieser Notizen begegnen.

Jenes «sonderbare Phänomen» des Reichthums an Talenten, das Niebuhr in Deutschland beobachtete, trat um die Wende des vorigen und den Beginn unseres Jahrhunderts auch in den Ostseeprovinzen zu Tage und zwar in grösserem Massstabe in dem Theile derselben, welcher estnische Landbevölkerung hatte, als in dem lettischen District. Der als Zeichner und Alterthumsforscher berühmte Otto Magnus von Stackelberg, Ludwig von Maydell, der fromme Freund Ludwig Richters, Gerhard von Reutern, der sich

erst zum Maler herantbildete, nachdem ihm eine Kugel den rechten Arm fortgerissen hatte, gehören der ersten Gruppe an; Karl Grass, der stilvolle Landschaftler, Karl Johann Bähr, der sich auch um die Alterthumskunde unserer Heimat viel Verdienst erworben hat, der Kurländer Eggink, mit dem wir uns ausführlicher zu beschäftigen haben, stammen aus dem lettischen Sprach- und Volksgebiet. Als Bildhauer stehen sich Baron Clodt von Jürgensburg, der Pferde- und Reiter-Clodt aus Estland, und Schmidt von der Launitz, der Schöpfer des Buchdruckerdenkmals in Frankfurt, gegenüber.

Die beiden jungen Estländer, die 1814 ihren Einzug in Berlin hielten und dort Zeugen der Siegesfreude wurden, waren Otto Ignatius und August Pezold, der dritte, den sie in Deutschland treffen sollten, Gustav Hippius.

Von dem Jugendleben dieser drei geben leider unvollständige, aber sehr ausführliche Tagebücher und Skizzenhefte ein recht anschauliches Bild. Ergänzungen hierzu bieten Briefe und Gedichte aus jener Zeit, Erwähnungen in verschiedenen Monographien, eine kurze Selbstbiographie, die Hippius seinen Kindern zur Erinnerung niedergeschrieben, endlich mündliche Traditionen und persönliche Erinnerungen. Die jetzt fast vergessene Zeitschrift *Estona*, die in den Jahren 1828 und 1829 von Franz Schleicher in Reval herausgegeben wurde, begann das Tagebuch von Otto Ignatius zu veröffentlichen, brachte aber nur ein Bruchstück; sie kündete einen Nekrolog an, hat denselben aber unseres Wissens nicht publicirt; ihr war das schriftliche Material aus seinem Nachlass zur Verfügung gestellt, wo aber dasselbe nach dem Eingehen des Blattes geblieben, blieb dem Schreiber dieses unbekannt.

Von jenen Tagebüchern giebt das von Gustav Hippius die reichste Ausbeute. Es schildert zwar nur die Erlebnisse vom 1. Juli 1816 bis zum 24. Mai 1818, umfasst aber einen Theil des Aufenthalts in Wien, die Reisen von Wien nach München und Augsburg, von München nach Venedig, den Aufenthalt daselbst, die Weiterreise nach Rom und die dort verlebte Zeit. Diese Schilderungen füllen fünf mit feinsten Schrift geschriebene Büchlein; wo als Schreibmittel, wie auf Wanderungen oft geboten, der Bleistift statt der Schreibfeder angewandt worden, sind die Zeichen so verwischt, dass sie sich mitunter nur mit Hilfe eines Vergrößerungsglases erkennen lassen. Man schrieb zur Zeit, da die Briefsendungen sehr theuer und das Papier sehr stark war, mit ausserordentlicher Raumersparnis. Gleiches lag dem Wanderer nahe, der

seinen nöthigsten Bedarf an Kleidern, Skizzenbücher, Schirm, wol auch Farbenkasten — 15—18 Pfund — auf dem Rücken trug und sich wohl hüten musste, diese Last zu vermehren.

Aus diesem biographischen Material ein Bild damaligen Jugendlebens zu gestalten und zugleich einen bescheidenen Beitrag zur Kunst- und Künstlergeschichte jener Zeit zu liefern, das soll die Aufgabe dieser Darstellung sein. Hierzu wird zuerst Herkunft und Bildungsgang der drei Estländer Hippius, Ignatius und Pezold einer kurzen Erwähnung bedürfen.

Etwa 40 Werst von Reval, nahe der hapsalschen Poststrasse, liegt Nissi, das kleinste Pastorat Estlands. Jetzt bietet der Blick von der Bodenerhebung bei Liwa ein freundliches, ja ein überraschendes Bild. Ein inselreicher See dehnt sich dort zu Füßen eines stolzen Schlossbaues bis in die Nähe des Pastorats Nissi. Von Neu-Riesenberg lässt sich heute fast bis zu dem kleinen Kirchlein rudern.

Vor 90, ja noch vor 50 Jahren war das hier anders. Das Schloss stand noch nicht, die schöne Wasserfläche war Sumpf, weithin dehnte sich feuchte Ebene um das bescheidene Pfarrhaus und die kleine Kirche. Der unermüdliche Eifer einer estländischen Dame hat später mit erstaunlich geringen Arbeitskräften diese Umwandlung geschaffen, seitdem der Bau des Schlosses Neu-Riesenberg begonnen war. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war Nissi nicht bloß das kleinste, sondern wol auch in vieler Beziehung das ärmlichste der estländischen Pastorate.

Die Oede des väterlichen Wohnsitzes konnte dem Knaben Gustav schwerlich zum Bewusstsein kommen. Er hat keine Erinnerung an eine Entbehrung bewahrt, bis der Tod ihm, dem Siebenjährigen, die geliebte Mutter entriss. Eine dreizehnjährige Schwester leitete umsichtig und liebevoll gegen die jüngeren Geschwister den inneren Haushalt. Bald wurde Gustav jedoch der Pflege fremder Leute übergeben und in Reval in die Schule gethan. Es mag keine sehr verwöhnende Lebensweise gewesen sein, die er als Pensionär führte, denn als Kostgeld wurden für ihn neun Dukaten jährlich gezahlt. Vom 14. Jahre ab musste der begabte Knabe durch Musik- und Zeichenunterricht Kleidung, Schulgeld und Schulbücher sich selbst erwerben. Hier tauchte in ihm der Wunsch auf, Lehrer zu werden, aber die Mittel zum Universitätsstudium fehlten: der Zeichenlehrer am Gymnasium *E d u a r d H ö p p e n e r*, dessen Hippius wie seine anderen Schüler bis in ihr Alter hinein

mit Liebe und Dank gedachten, ermunterte ihn, sich der Kunst zu widmen, von anderer Seite wurde ihm der militärische Dienst empfohlen, vermuthlich um seiner schlanken und hohen Gestalt willen.

Entscheidend für die Wahl des Lebensberufs wurde die Bekanntschaft mit einem anderen Pfarrerssohn, Otto Ignatius von Hagggers. Die Kirchspiele Nissi und Hagggers liegen für die in Estland geläufigen Verkehrsmöglichkeiten nicht allzu weit von einander entfernt. Aber Gustav und Otto kannten sich als Knaben nicht. Erst bei Anlass eines Concerts in Reval, in welchem Hippus mitwirkte — er sang die Cantate der Freundschaft von Mozart — knüpfte Ignatius, der um einiges jünger war und bereits die Kunst als Lebensberuf gewählt hatte, die Bekanntschaft mit Hippus an und machte ihm am Tage darauf nach Betrachtung seiner Zeichnungen den Vorschlag, aufs Land zu ziehen und dort sich ganz dem Studium der Malerei zu weihen. Der Vater Ottos, der allgemein verehrte, geistesklare und gemüthvolle Propst David Friedrich Ignatius, wiederholte dieses Anerbieten. Hippus hoffte durch Musikunterricht sich nützlich erweisen zu können und folgte den neugewonnenen Freunden ins Pastorat Hagggers, wo er zwei Jahre verbrachte.

Wie Nissi der Typus eines Pfarrhauses war, das unter den schwierigsten Verhältnissen steht, wo schwere Schicksalsschläge das Glück daselbst zerstört hatten, so war Hagggers der Typus jener glücklichen Pastorate, wo bei Beschränkung der Bedürfnisse und Erhebung an geistigen-Genüssen, bei Pflege des Verstandes und des Gemüthes sich eine kleine Welt des Friedens und Glückes dem Eintretenden öffnete, eine Welt der persönlichen Anspruchslosigkeit und Liebesfähigkeit, warmer Frömmigkeit und echter Menschenliebe. Wie der Hausherr Menschenpflicht und Menschenziel auffasst, beweisen seine Ahhandlungen über Moral in der «Estona». Ausserordentlich glücklich in der Ehe mit einer der reichsten, sanftesten, gütigsten und edelsten Frauen, mit «einer der Perlen der gepriesenen Frauen Estlands», umgeben von trefflich gearteten und hochbegabten Kindern, so bot der Propst nicht blos seinen Gemeindegliedern das Vorbild des Glückes in christlichem Hausstand, sondern auch Fremden eine Heimstätte zur Erziehung und schöner Charakterentwicklung. Hier wurde wissenschaftlich und künstlerisch gearbeitet und nach ernster Tagesarbeit Abends Gesang und Spiel gepflegt.

Wie aber konnte diese Idylle pastoralen Lebens einem künstlerischen Berufsstudium dienen, was konnten Otto Ignatius und Hippus aus ihr für den Ernst einer Malerlaufbahn schöpfen, die zu ergreifen damals noch mehr als jetzt unbeugsame Begeisterung für die Kunst, persönliches Selbstvertrauen und ideale Anregung forderte?

Hier eben trat jener beste Einfluss ein, der von August Kotzebue ausging. Schwarzen liegt im Kirchspiel Haggens, Kotzebues zweite Gattin war eine Cousine von Propst Ignatius' Frau gewesen, die dritte war deren Schwester, beide Fräulein von Krusenstern. So kam den Verwandten im nahen Haggens die Lehrthätigkeit zu statten, die Kotzebue in Schwarzen ins Leben gerufen hatte. Die beiden berufenen Lehrer Hagen und Walther waren Freunde des Pfarrhauses, jener stand mit musikalischem Rath, dieser mit Anleitung im akademischen Zeichnen den jungen Talenten zur Seite. Es sei hier daran erinnert, dass einer der bedeutendsten Schlachtenmaler der Neuzeit, Alexander von Kotzebue, der jüngste der Söhne des August v. Kotzebue, zwar erst in einer späteren Zeit (1815) geboren wurde, wohl aber als Erbe jener im väterlichen Hause herrschenden Liebe zur Kunst betrachtet werden muss, welche in Schwarzen ihre Blüthezeit erlebte.

Hippus verdankte Walther und seinem eigenen Fleisse den Muth, sein Leben auf die Kunst zu stellen. Aber der Künstler bedarf mehr als einseitigen guten Rathes zu seiner Ausbildung. Er muss nicht bloß gesehen haben, was Andere vor ihm Gutes geschaffen, er muss Andere Gutes schaffen sehen. Auch der beste Lehrer kann allein den Schüler nicht zum Gesellen, noch gar zum Meister erziehen. Eine Fortentwicklung für die jungen Akademiker von Haggens bei weiterem Horizont war nothwendig. Ignatius versuchte es mit der petersburger Akademie, Hippus, der bei halbem Können schon ganz auf die eigene Kraft angewiesen war, befolgte eines Freundes Rath, ein Concert in Reval zu veranstalten, bei dem einer verwandten Sängerin und ihm die vocalen Leistungen oblagen, während Ignatius die instrumentalen übernahm. Das Concert ergab die unerwartet hohe Einnahme von 2000 Rbl. B.-A. Mit einem Schlage war Hippus in die Lage gesetzt, seine Studien im Auslande fortzusetzen. Der Abschied von dem geliebten Haggens war schwer, ein Stück seines Herzens liess der junge Künstler dort zurück. Es war im Winter 1812, als er seine Reise ins Ausland antrat. Berlin und Dresden waren um der

französischen Truppen willen nicht zu erreichen. Hippus nahm die Gelegenheit wahr, mit dem böhmischen Glashändler Schiefner, dem Vater des späteren Akademikers Anton Schiefner, die Reise nach Prag zu machen.

Dem Kriegsgetümmel entging Hippus freilich auch in Prag nicht. In die Zeit seines dortigen Aufenthaltes fiel der Sieg Napoleons bei Dresden (27. Aug. 1813); Moreau, der in den russischen Reihen focht, fiel; seine Leiche wurde nach Prag gebracht, Hippus sah und zeichnete sie auf ihrem Paradebett. Schon die nächsten Tage brachten aufregende, aber auch erfreuende Nachrichten. Nicht allzu fern von Prag, bei Kulm, hatten nach heissem Ringen die Truppen der Verbündeten einen entscheidenden Sieg erfochten. Auch Hippus war es beschieden — und zwar noch früher als seinen Landsleuten — die Begeisterung der Bevölkerung um ihn her in Siegesjubel ausbrechen zu sehen, in einen Jubel, den Oesterreicher, Preussen, Russen mit gleichberechtigtem Stolze erheben durften. Noch war es freilich nur ein einzelner Sieg, keine Entscheidung des Krieges, aber der Glücksstern Napoleons — das ging durch die Herzen der Völker — war im Sinken.

Im Anfange 1814 siedelte Hippus nach Wien über, um dort die Akademie zu besuchen. Hier in der schönen Donaustadt schienen damals die Künste ihre höchste Blüthe erreichen zu sollen. Die in den Galerien angehäuften Bilderschätze waren unübersehbar, die Pflege der Musik war zu einer Art Cultus geworden, der Architekten waren grossartige Aufgaben gestellt. Es war eben das «alte Wien, die einzige Kaiserstadt», das neben der Pracht seiner äusseren Entfaltung jetzt, nach den Schrecken des Krieges, den ihm eigenen frohen Lebensmuth aufs neue entfaltete. Im September 1814 begann der Zuzug aus der ganzen europäischen Welt, die Anreise der Herrscher und Gesandten aus aller Herren Ländern, ihres zahlreichen Gefolges, des sonst übers Land zerstreuten reichen Adels und endlich aller derer, die sich von der grossen, vornehmen und reichen Menschenmenge Vortheil oder im Brausen dieses gesteigerten Verkehrs besonderes Vergnügen versprochen.

Nach halbjährigem Aufenthalt in Prag wandte sich Hippus nach Wien (1813), das von den bestehenden deutschen Akademien damals noch des grössten Ansehens genoss.

Hagers und Wien! Das stille weltentlegene Pastorenhaus von damals und der glänzende, zeitweilige Mittelpunkt Europas! Es wäre kein Wunder gewesen, wenn der 22jährige Jüngling in

diesem ihm neuen, märchenhaften Lebensstrudel seiner Aufgabe zeitweilig vergessen hätte. Zumal er die Quellen nicht fand, nach denen er dürstete. Wir werden später sehen, wie schlimm es damals gerade mit der Bildungsstätte der jungen Künstler, mit der berühmten Akademie in Wien stand. Aber weder jener bunte und überreiche Glanz des Lebens, noch die öde und geistesarme Methode des Lernens machten Hippius irre. Er ging ruhig seines Weges. Drei Begleiter hatte er aus der Heimat und aus der beschränkten Knabenzeit mitgebracht, die ihn auch im späteren Leben nie verliessen: ein reines, frommes, von stiller Liebe getragenes Herz, eine warme Begeisterung für die Künste Malerei und Musik und einen eisernen Fleiss. Als vierter Freund stand ihm der Mangel zur Seite, der ihn stets zu ernster Lebensführung mahnte.

Doch lassen wir ihn im Kreise junger strebsamer Freunde, die er sich rasch gewonnen, und schauen wir uns nach den früher genannten Estländern um, die wir in Berlin einziehen sahen.

Das Vaterhaus des Otto Ignatius kennen wir schon. Wir sahen den Jüngling früh sich ganz der Kunst und ihrer Erlernung weihen. Nach Hippius' Abreise verliess auch er die Heimat, vorerst um, wie schon erwähnt, in Petersburg auf der Akademie seine Studien fortzusetzen. Aber auch diese Kunstanstalt befand sich damals im Verfall — die Jahre 1811—1817 nennt der Historiograph derselben, Julius Hasselblatt, «wol die traurigsten in den Annalen der Petersburger Akademie». Neben anderen Mängeln, welche in der Organisation und in der persönlichen Leitung des Instituts lagen, lastete der Krieg schwer auf dem Betriebe aller Künste. Es fehlten dem Staate die Mittel zur nöthigen Unterstützung; der Krieg verschlang die Summen, welche Russland zur Unterstützung der Künste sonst dargebracht hatte. Die Mitglieder des Lehrkörpers vernachlässigten ihre Pflichten, bei den Schülern gab es keine rechte Disciplin, gelernt wurde wenig. Unter solchen Umständen musste Ignatius, der mit lebhafter Lernbegierde nach Petersburg gekommen war, nach einem günstigeren Boden für seine Entwicklung suchen, und so finden wir ihn 1814 in Berlin.

Sein Genosse daselbst, August Pezold, war 1794 in Weseenberg als zweiter Sohn des dortigen aus Deutschland eingewanderten Kreisarztes geboren. Die auswärtige Praxis des Vaters war sehr ausgedehnt; er wurde in einzelnen Fällen sogar zu Consultationen nach Dorpat berufen. Bis gegen Weissenstein hin gab es keinen zweiten Arzt. Weite Fahrten und längere Abwesenheit von Hause

gehörten also zu der Berufsthätigkeit des Dr. Pezold. Von einem Krankenbesuch in Uddrich heimkehrend, wo es ihm gelungen war, den Sohn des Besitzers Grafen Rehbinder zu retten, fand er die geliebte Gattin todt: sie hatte in ihrer schweren Stunde der ärztlichen Hilfe entbehren müssen. Graf Rehbinder erbot sich, den Altersgenossen seines geretteten Sohnes, den kleinen August, zu sich zu nehmen. Der Vater aber mochte sich von keinem seiner fünf Kinder trennen, gab ihnen vielmehr schon im nächsten Jahre in der Schwester der Verstorbenen eine zweite liebevolle Mutter. Beide Schwestern waren Töchter des Propstes Knak in Pillistfer; also wehte auch im Hause des Doctors die eigenthümlich gesunde und friedliche Lebensluft, welche den baltischen Pfarrhäusern eigen zu sein pflegt.

Nur kurze Zeit der Entwicklung in dieser Sphäre war dem kleinen August beschieden. Im neunten Jahr verlor er auch den Vater. Nun wiederholte Graf Rehbinder sein Anerbieten und erhielt diesmal von der Mutter und dem Vormunde dankbare Zusage. August wurde nach Uddrich hinübergeführt, wo er freundliche Aufnahme fand. Den Unterricht ertheilte den beiden gleichaltrigen Knaben die Gräfin selbst. Auch das Latein brachte sie ihnen bei, doch nach einer eigenen Methode. Von Grammatik war nicht viel die Rede, wohl aber wurden Vocabeln gelernt. Ein Lexikon sollte auswendig gelernt werden. Doch noch bevor die Schüler bis zum Ende des dicken Bandes gelangt waren, änderte sich der Erziehungsplan: die Knaben wurden in die Domschule zu Reval geschickt und beide — 14jährig — in die Prima derselben aufgenommen. War die Gräfin besonders bemüht gewesen, ihren Schülern ein gutes Französisch zu lehren, so wurde jetzt Latein und Griechisch an der Hand der Grammatik betrieben. Zu den üblichen Lehrfächern kam damals noch Fortification, wol als Vorbereitung für die militärische Carrière, welche die adeligen Zöglinge der «Ritter- und Domschule» mit Vorliebe wählten. Auch Russisch wurde unterrichtet, doch, wie es scheint, nicht obligatorisch. August Pezold wurde wegen eines Vergehens, das er sich dem russischen Lehrer gegenüber erlaubt, des Rechtes enthoben, dessen Lehrstunden zu besuchen. Zur Immatriculation in Dorpat wurde Kenntniss des Russischen damals noch nicht gefordert, und so stand ihm nichts im Wege, als er — 16jährig, die Universität bezog, um Medicin zu studiren. An die Universitätsjahre dachte Pezold später nur wie an verlorene Zeit zurück. Er hörte wol Collegia, sammelte

gute anatomische Kenntnisse, übersetzte auch seinen Lieblingsdichter Virgil ins Deutsche, zeichnete aber meist, und gewann endlich die Ueberzeugung, dass er nur als Künstler glücklich werden könne. Es war wol sehr erklärlich, dass der Graf Rehbinder diesen Wechsel des Berufs sehr ungern sah. Es scheint, er habe damals seine Hand von ihm zurückgezogen, doch bestand noch viel später ein freundliches Verhältnis zwischen den beiden Grafen und Pezold und dessen unbedingte Dankbarkeit gegenüber dem alten trefflichen Herrn. Mit einem Theil des väterlichen Nachlasses — Dr. Pezold war Haus- und Gutsbesitzer gewesen — und dem frohen Glauben, bald auf eigenen Füßen stehen zu können, machte August Pezold sich zu seiner ausländischen Studienreise auf.

In Berlin begannen die beiden jungen Leute, Ignatius und Pezold, mit Lust und Eifer das Studium, doch offenbar zuerst ohne sichere Methode, mehr autodidaktisch, als der akademischen Schule folgend. Der Einfluss des schon 1801 gestorbenen Chodowiecki erhielt sich nur noch in Aeusserlichkeiten. Die Technik des Kupferstichs, das feine, fast harte Zeichnen in kleinem Massstab war auch für die Vorstudien des Malers die wichtigste Bedingung. An der Spitze der Akademie stand 1811—1828 Weitsch, der noch dem trockenen Zopfstil angehörte. Wir besitzen über jene berliner Kunstperiode mehrere interessante Urtheile: der berühmte Kunstfreund, Kunstkenner und Kunsthistoriker Graf Raczynski nennt Berlin in Bezug auf Malerei eine Wüste, und Goethe hatte bereits 1800 den berliner Malern den Vorwurf gemacht, dass sie ihre Kunst allzu prosaisch auffassten. Der preussische Generalconsul in Rom, Bartholdy, der bekanntlich die ersten Fresken von Overbeck, Cornelius u. a. ausführen liess, schrieb noch 1817 einem Verwandten in Berlin «von der Barbarei, die für die Kunst zu Berlin herrscht». Viel grössere Anregung boten freilich die Architektur und die Bildhauerkunst, deren grösster Vertreter zu jener Zeit, Gottlieb Schadow, den beiden Estländern freundlich entgegenkam und ihnen sein Haus öffnete. Hier war es, wo Ignatius Adelheid, die liebliche Tochter Schadows, kennen lernte, deren Bild ihn fortan überall begleitete und anspornte und die endlich ihm als Gattin in die Heimat folgte. Den Brüdern Wilhelm und Rudolph dagegen begegnete er erst mehrere Jahre später in Rom und befreundete sich auch mit diesen herzlich.

Nebenbei fesselte die Jünglinge ein lebendiger Verkehr mit

jüngeren, vielversprechenden Talenten. In erster Reihe stand ihnen Karl Zimmermann, von welchem Pezold seinem Bruder schreibt: «Ich glaube, ich habe Dir von diesem Jungen schon vorher geschrieben, was für ein herrliches, schönes Gemüth, welch ein trefflicher Künstler, welch ein Zeichner er ist. Und was uns noch mehr als das, welch ein inniger Freund von uns.» Von befreundeten Landsleuten begegneten sie Christian Pander, dem später berühmten Paläontologen und Reisenden, und Raupach, dem späteren Docenten der italienischen und deutschen Sprache und Literatur, sowie Hartmann, Kraukling, später Director in Dresden, und mehreren anderen Kurländern.

Die Nachrichten über den berliner Aufenthalt dieser beiden Kunstjünger sind spärlich. Aber wohl lassen sich aus den vorliegenden Briefen Schlüsse ziehen auf eine gewisse Enttäuschung der angehenden Künstler, die wol in den oben geschilderten Verhältnissen des damaligen berliner Kunsttreibens einen wesentlichen Grund gehabt haben mag. Aber auch die Ereignisse der Zeit trugen zu dieser Stimmung nicht wenig bei. — Der Siegesjubel war verhallt, die Diplomaten hatten das Werk zu vollenden, dem das Volk freudig und begeistert Besitz und Blut dargebracht hatte. Die Aufmerksamkeit war auf den Congress in Wien gerichtet, und gerade in Berlin hatte man Anlass, mit dessen Verfahren höchst unzufrieden zu sein. Es lagerte sich eine mismüthige, gereizte Stimmung über Berlin, auch der Fremde ward von ihr ergriffen, sie wehte ihm entgegen, wenn er gastliche Kreise der Stadt betrat, sie begann auch im Kreise der Jugend zu herrschen. Plötzlich — es war zu Anfang des März 1815 — zuckte die Nachricht durch die schwüle Luft: Napoleon sei wieder in Frankreich, sei begeistert von seinen alten Soldaten empfangen, sei als Triumphator wieder in die Tuilerien eingezogen. Der Krieg entbrannte neu. In Preussen wurden die Mannschaften wieder einberufen, auch Freiwillige meldeten sich zum Dienste. Aber die diplomatischen Verhandlungen und die Resultate des Wiener Congresses hatten dahin gewirkt, dass eine reine nationale Begeisterung, wie die der Jahre 1813 und 1814, nicht mehr die Jugend ergreifen konnte. Pezold giebt dieser Stimmung in folgenden Worten Ausdruck: «Wie vor zwei Jahren steht jetzt das Volk auf, denn der Sturm ist wieder losgebrochen. Ich habe besondere Ansichten über diesen Krieg — und gestehen muss ich es Euch ja doch: der allgemeine Enthusiasmus für die gute Sache Deutschlands, die die Sache der Menschheit ist,

er hatte auch mich ergriffen, und ich tummelte mich ernstlich mit dem Gedanken, wenn alles, Herzensfreunde und akademische Brüder, aufstünde und davon ginge — dann nicht zurückzubleiben, sondern mich dem Zuge anzureihen, der sich dem Tode weihte. Ich fühlte immer, wie wenig dieser Krieg dem zu vergleichen sei, der vor zwei Jahren die Völker Deutschlands so edel mit dem höchsten Enthusiasmus erfüllte, dass sie Unerhörtes thaten und sich Freiheit und Glück wiedererrangen. Wer kann, der hier unter diesen Menschen lebte und sah, was man hier sieht, wer kann anders urtheilen? Aber dieser jetzige Krieg — das ist ein ander Ding. — Ich war also entschlossen, jetzt auch den rostigen Säbel von der Wand zu nehmen und mich dem Franzosen gegenüber dem Tode zu weihen. Aber Ottos Krankheit kam dazwischen und — wenn du willst — brachte mich zur Besinnung; ich bin frei, da ich kein preussischer Unterthan bin, und Pflicht ist es, die erste heiligste Pflicht, jetzt in dieser Krise den Freund nicht zu verlassen, dem jetzt alle meine Kräfte gehören müssen, und so bin ich denn jetzt fest entschlossen, dieser Stimme meines Herzens zu folgen.»

Die hier erwähnte Krankheit Ottos war eine Gemüthskrankheit, welche, wie es scheint, eine stete sorgsame Pflege nöthig machte. Wir erfahren, dass jener Karl Zimmermann sich mit Pezold in diese Pflege theilte, bis auch ihn, der schon 1813 mitgekämpft hatte, der Ruf zu den Waffen in das Kriegslager führte. Er verabschiedete sich zwei Tage vor der Schlacht bei Waterloo, den Freunden ein kleines Aquarell hinterlassend, das sie und ihn selbst beim Abschiedstrunk darstellt. Wir finden ihn in Wien wieder. Die Aerzte empfahlen dem kranken Ignatius Luft- und Ortsveränderung. Pezold trennte sich, wie er es im obigen Brief aussprach, nicht von dem Freunde, und so nahm der berliner Aufenthalt diesmal für beide ein trübes Ende. Auf die böse Nachricht von der Erkrankung des Freundes hin eilte auch Hippus nach Berlin, wo er zum ersten Mal August Pezold sah, sich aber rasch mit ihm befreundete. Alle drei traten nun die Kreuz- und Querzüge an, welche der Arzt als bestes Mittel zur Hebung der Seelenkräfte Ottos empfohlen hatte. Wien war schliesslich das Ziel dieser Wanderfahrt, die vielfach unterbrochen und mit Umwegen zurückgelegt werden musste. Zu Mittheilungen an die Heimat, zur Führung von Tagebüchern waren die Umstände nicht geeignet, doch wurde der Zweck erreicht, die Gesundheit dem Leidenden wiedererworben und die Kaiserstadt noch im Jahre 1815 betreten.

Hier setzen die Tagebücher von Gustav Hippus ein.

«Zu meiner Erinnerung» ist eines dieser Hefte überschrieben. Aber nicht blos ihm und seiner Familie sind sie als Bild eines reichen und reinen Jugendlebens ein wahrer Schatz, welcher der pietätvollsten Aufbewahrung würdig ist: sie bieten auch dem Kunst- und Culturhistoriker mannigfachen Stoff und beleuchten jene Zeit des Wiedererwachens deutscher Kunst in der wahrhaftigsten Weise, da sie meist wirklich nur zur Erinnerung des Verfassers, nicht in der Absicht geschrieben sind, dass einmal — wie Julian Schmidt sagt — ein Anderer über sie komme und sehe, welche eine schöne Seele der Verfasser gewesen. Unbewusst und absichtslos zeigt sich Hippus als eine lebensfreudige, jeder Lebenslust zugängliche, doch ernst strebende Natur. Man darf die Zeit, in welcher er seine Jugend verlebte, wol die Zeit der Herrschaft des Herzens nennen. Fast überschwänglich muthet uns die Glut der Freundschaft an, die ihn mit den Gleichstrebenden verbindet. Mit schwärmerischer Liebe gedenkt er der Heimat und namentlich jenes Pfarrhauses zu Hagers, das ihm zur zweiten Heimat geworden war und wo er das Mädchen heranreifen wusste, das ihm überall als sein künftiges Lebensglück vorschwebte. Er war eben so wenig wie Ignatius verlobt, beide aber waren verliebt und brachten in diesem sensitiven Zustande mit Sehnen und Streben ihre schönsten Jugendjahre hin, um endlich nach erreichter Reife den Lohn ihrer Treue zu erringen. Ein Anderes bewegte das Herz des dritten Genossen. Von Pezolds Gemüthsleben zeugen die Verse, die er nach seiner Rückkehr unter das Bildnis seiner hochverehrten Grossmutter geschrieben:

«Wie weit er auch davongezogen,
Was er auch Herrliches gesehn,
Bald an des Mittelmeeres Wogen,
Bald auf der Appenninen Höhn —
Das Schönste trug er im Gemüthe,
Bewahrt mit heil'gem Demantschild;
Den Segen Deiner Muttergüte,
Der Frauenwürde treustes Bild!»

Und gleich geartet, gleich gehoben von den reinsten Jugendgefühlen scheint aller Orten der Kreis gewesen zu sein, in welchem diese Jünglinge Aufnahme und Freundschaft fanden. Namentlich war Ignatius mit seinem träumerisch schönen Gemüthe überall der Liebling der Frauen. Die Familien, die sich ihm öffneten, behandelten

ihn wie ihren Sohn, und durch seine Vermittelung ward denn auch den Genossen die Fremde heimisch. So erzählt Hippius von ihrem Verkehr in dem Hause der damals berühmten Schriftstellerin Karoline Pichler, mehr noch von der Freundschaft, welche die drei in der Familie des Pius Gasser fanden, welche mit verwandtschaftlicher Liebe sich der jungen Leute annahm und ihnen auch in schweren Zeiten die treueste Liebe bewährte. Durch die Darstellung der Tagebücher weht daher ein Zug dankbarer Herzenswärme, eine Empfänglichkeit und Befähigung zu dem schönsten und edelsten Menschenverkehr, der uns heute fast wehmüthig, wie ein dem jetzigen Geschlechte verlorenes Glück, berührt. Wir müssen die Jugend ehren, welche — ihrer Lebensaufgabe treu und gewissenhaft in der Arbeit — ihre Erholung und Erhebung in der Liebe und Freundschaft sucht.

Bei solcher Gemüthsbegabung musste das Verständnis für das Schöne in der Kunst und Natur sich entwickeln. Zu wahrer Begeisterung steigern sich die Schilderungen landschaftlicher Reize, mit inniger Verehrung wird der Geist alter Meister nachempfunden und in den Werken derselben das Vorbild künftigen Schaffens gesucht. Seltsam tritt hierzu der akademische Unterricht in Gegensatz.

Ohne Kritik üben zu wollen, der bestehenden Mängel unbewusst, giebt uns Hippius an der Aufzählung seiner Arbeiten in Wien ein Bild der damals dort herrschenden Lehrmethode. Auf das Zeichnen scheint wenig Zeit und Mühe verwandt worden zu sein. Die Studien wurden hauptsächlich durch Copiren betrieben. Doch nicht ganze Gemälde wurden nachgemalt; nur hier ein Kopf, dort eine Hand, dort ein Faltenwurf. Das Oelmalen nach der Natur war nur den Vorgeschnittenen gestattet. Bei verschlossenen Thüren und geheimgehalten vor den fernerstehenden Bekannten wurden die ersten Porträtköpfe gemalt. Die freie Entwicklung des Talents war in spanische Stiefel geschnürt.

«Die (zum Copiren) gewählten Gegenstände,» sagt F. Reber in seiner Geschichte der neueren deutschen Kunst, «sollten nur dazu da sein, dem angelernten Können als Gelegenheit zur Darstellung zu dienen, ohne für sich Bedeutung in Anspruch zu nehmen.» «Der gesammte Schulbetrieb, das Zurückdrängen und Verdämmen jeder Eigenart, die uniforme Kunstdressur» waren unleidlich — diese charakteristischen Merkmale der damaligen wiener Akademie hatte die talentvollsten ihrer Schüler zu Widerspruch gereizt und sie eigene Bahnen suchen lassen. Die Akademie hatte darauf mit

Relegation geantwortet, und so waren Fr. Overbeck, Pforr, Ludwig Vogel, Winterprost und Sutter schon 1811, von Wien fortgeschickt, nach Rom gewandert, wo sie im Verein mit Cornelius u. A. den Kern einer neuen Kunstperiode bildeten.

Auch Hippius litt schwer unter dem wiener Druck und sieht sich nach einer Sphäre um, in welcher seine künstlerische Individualität sich freier entwickeln könne. Erholung suchen die Genossen ausserhalb der akademischen Schranken auf Ausflügen und Wanderungen, wobei die Skizzenbücher sich rasch füllen und Blick und Hand zu raschem Auffassen und Wiedergeben erzogen wurden.

Bei solchen Gelegenheiten kam August Pezold der Uebelstand, dass er früh im akademischen Studium gestört worden war, gewissermassen zu Statten. Er wusste sich als Autodidakt leicht mit der Natur und den menschlichen Erscheinungen abzufinden. Schwieriger dagegen wurde es seinen Freunden, das akademisch Erlernte auf die Darstellung der Natur anzuwenden. Auf all diesen Wanderungen herrschte in der Lebensweise ausserordentliche Frugalität: Brod und Käse, gekochte Milch und als Leibspeise Kartoffeln. Das war die köstlichste Mahlzeit, zuweilen auch nur einige Birnen. So oft Wein getrunken wird, merkt es der Tagebuchführer getreulich an. Der Geburtstag Pezolds wird auf dem Stephansturm festlich begangen. Sie steigen so hoch empor, als die Thurmspitze es erlaubte, laben sich oben an den mitgebrachten, festlichen Kartoffeln, an Früchten und einer Flasche Wein. Um das Geburtstagskind für den Tag festzuhalten, meldet sich Hippius ihm schon Tags vorher zu einer Sitzung. Abends bei Gassers mit Bowle und viel Gesang. Hippius und Ignatius verwerthen überhaupt ihr schönes musikalisches Talent auf das beste. Immer wieder ist von nächtlichen Ständchen die Rede, welche sie den ihnen befreundeten Familien und Landsleuten bringen.

Die Zahl der letzteren war damals in Wien ziemlich gross. Im Jahr 1816 begegneten sich dort ausser den Dreien und ihrem treuen Berufsgenossen und kurländischen Landsmann Eggink folgende Balten: Albert Hollander, der spätere Gründer und Leiter von Birkenruh, Michelsen — vielleicht der spätere Zeichenlehrer am rigaschen Gouvernementsgymnasium, ein Diplomat von Krüdener, mit einem Arme, von Ramm, Baron Otto Magnus von Stackelberg und ein von Brevern. Mit allen diesen wurde reger Verkehr gepflegt, mit mehreren von ihnen eine dauernde Freundschaft geschlossen. Aus Berlin waren dort der später als Decorationsmaler so berühmte

Gropius und jener treue Freund Karl Zimmermann, in der Folge einer der brauchbarsten Gehilfen des Cornelius an seinen berliner Wandgemälden, aus Dresden der als Mensch wie als Künstler gleich verehrenswerthe Julius Schnorr von Karolsfeld, alle drei in intimum Verkehr mit unseren drei Landsleuten.

Auch mit Berühmtheiten und hochstehenden Persönlichkeiten kamen diese in Berührung. So besucht Hippius Beethoven und zeichnet ihn für seine Sammlung von Bildnissen.

So reiche Anregung und Freude der Aufenthalt in Wien und der Verkehr mit den dortigen Freunden bot, so lastete doch der akademische Zwang schwer auf den Dreien. Hippius plagte sich zwar gründlich an Copien einzelner Gemälde wie einzelner Stücke dieser Gemälde; er zeichnete fleissig auf allen Wanderungen durch die nähere oder entferntere Umgebung Wiens, er studirte die Galerien — aber zu rechtem Behagen wollte es trotz der Liebe, die ihn umgab, nicht kommen. Endlich wurde ihm Gelegenheit, von einem aus München kommenden Künstler über die dortigen Verhältnisse Näheres zu erfahren. Die Nachrichten lauten vielverheissend: die münchener Akademie war 1770 von dem Bildhauer Boos und dem Maler Wink als Zeichenschule gegründet und entwickelte sich erst allmählich zu einer vollständigen Akademie. Ihre Einrichtungen seien — so berichtete der Münchener — vortrefflich, weit besser als in Wien, namentlich im Winter, und das Leben an der Isar halb so billig, als an der Donau. Beide Gründe schlugen durch, und Hippius entschloss sich, den Wanderstab nach München zu richten. Er zögert zuerst, seinen Beschluss den beiden nächststehenden Freunden mitzutheilen. Nur Eggink ist sofort mit dem Plan einverstanden. Auch er will nach München. Jene wissen dem neuen Studienplan nichts Ernstliches entgegenzusetzen und ergeben sich in die bevorstehende Trennung. Die Zeit brachte es mit sich, dass die persönlichen Beziehungen und Freundschaften wie eine Art Cultus behandelt wurden und bei allen Entschliessungen eine grosse Bedeutung gewannen. Die Gründe, welche Hippius für seine Uebersiedelung nach München anführte, mussten von den Zurückbleibenden anerkannt werden, aber die Frist bis zu der Trennung wird jetzt doppelt dem Genuss der freundschaftlichen Liebe gewidmet. Hippius schaut gleichsam umflorten Auges in dem ihm so lieben Kreise umher.

Jetzt gilt es, sich von den wiener Verpflichtungen zu lösen. So sparsam die jungen Künstler gelebt hatten, waren doch Schulden

zu bezahlen, und aus der Heimat flossen die Geldmittel spärlich. In der höchsten Bedrängnis wendet sich Hippius an den Landsmann Brevern. Der augenblicklichen Noth hilft derselbe mit 20 Dukaten ab, zu weiterer Hilfe will er 80 Dukaten vorstrecken, doch wünscht er, dass Hippius seine Studienreise nach Italien mache.

Zugleich fordert er die Freunde zu einem Ausflug nach Steiermark auf. Ignatius ist verhindert, Hippius und Pezold nehmen dankend an. Die Schilderung dieser fröhlichen Fahrt und Wandererschaft trägt ganz den Stempel jugendlich überschäumenden Glückes. Kein Regentag, keine gefahrvolle Wanderung in nächtlicher Finsternis, kein Irregehen und keine Entbehrung kann diese frischen Jugendgemüther verstimmen. Die Maler zeichnen, Brevern sieht ihnen mit Interesse zu. Einmal bricht das stürmische Kraftgefühl durch: die Drei klettern zu einer grünen Halde empor, um sich von ihr herabzurollen. Dort finden sie unverhofft eine herrliche Aussicht, und die beiden Maler rollen nicht hinab, sondern beginnen sofort wieder zu zeichnen. Brevern aber schlägt vor Freuden ab und zu Rad.

Es sind nur wenige Notizen, die Hippius über diesen Landsmann giebt. Wir erfahren aus dem Tagebuch, dass derselbe mit jenen Freunden im gastfreien Hause des alten Pius Gasser und seiner alten Gattin gleichfalls wie ein Sohn verkehrt, dass er — der taube — brünstig die Musik liebt und sich die Lieder seiner Freunde ins Ohr singen lässt: die Melodie empfängt er, den Text vermag er nicht zu verstehen. Wir erfahren ferner, dass er einen alten Esten als Diener mit auf Reisen genommen, der dem Bergsteigen und Wandern seines Herrn nicht folgen kann, dass er trotz der Gewöhnung an reicheres Leben die Entbehrungen der Freunde freudig theilt und wiederholt diesen und anderen Landsleuten mit Rath und That zur Seite steht. Das Tagebuch spricht es nicht direct aus, doch zeichnet es diesen Mann von sehr liebenswürdiger Seite. Es ist dem Schreiber dieses Artikels leider nicht möglich gewesen, die weiteren Lebenspfade dieses Estländers zu verfolgen. Gewisse Umstände legen die Vermuthung nahe, dass derselbe Herr von Brevern später in der Heimat einer der hervorragenden Landwirthe war, dass er, nachdem ihm auch das Augenlicht geschwunden, taub und blind zugleich, die Bewirthschaftung seines ausgedehnten Gutes bis in sein Alter selbst betrieb und eine Musterwirthschaft daselbst begründete und aufrecht erhielt. Vielleicht veranlassen diese Zeilen die Nachkommen des verdienten Mannes, sein Lebensbild zu ergänzen.

Auf ihrer neuntägigen Wanderfahrt durch das nieder-österreichische Gebirge hatten die drei Genossen ihre Aufgaben getheilt: Brevern war Proviantmeister, wie er überhaupt bei dem ganzen Ausfluge als Wirth die Kosten bestritt, Pezold hatte die Marschroute in dem ihm von früheren Wanderungen schon bekannten Lande zu leiten, Hippus ward von den Freunden zum «sentimentalen Tagebuchschreiber» oder Chronisten ernannt. Er hat als solcher seine Pflicht ehrlich erfüllt. Mit genauestem Eingehen auf Weg und Steg, auf jeden Aussichtspunkt und jedes alte Schloss, auf Tageserlebnisse und kleine Abenteuer hat er ein Bild jener harmlosen, glücklichen Jugendkraft gegeben, die sich des Gefühls voller Freiheit und wärmster Genussfähigkeit erfreut. Während Brevern für Pflaumen, für Eierspeise, für Kartoffeln sorgt, verschwindet der Marschcommissär nicht selten: er hat — nicht ohne leisen Tadel des Freundes Hippus — sich allzu rücksichtslos seiner Leidenschaft zum Zeichnen hingeeben. Da ist kein Bauerkind, kein Kapuciner, kein Jude und kein Gastwirth vor seinem Stifte sicher, mit Landschaften befasst er sich weniger als mit menschlichen Physiognomien und wohin er kommt, ist er schon bekannt. In den Skizzenbüchern Pezolds finden sich einzelne dieser Zeichnungen. Sie sind in feinstem Strichmanier, noch ängstlich und befangen, doch in höchst charakteristischer Auffassung ausgeführt.

Neben diesen und anderen künstlerischen Ausflügen wird fleissig musicirt. «Den Morgen Noten geschrieben,» heisst es im Tagebuch, «das thue ich gern, so trocken diese Arbeit auch ist, sehr gern, weil ich in Gedanken schon sehe, wie der prächtige Vater sich freut, indem er es hört.» Das ganze jugendsprudelnde Leben steht unter den Augen der fernen Lieben. Der Gedanke an den «Vater» (es ist wol Propst Ignatius gemeint) und an die blondlockige Friederike ist das «Leitmotiv» allen Genusses und allen Ernstes. Es muthet den Leser seltsam an, wenn er den Verfasser des Tagebuchs auf derselben Seite von seiner materiellen Noth und, einige Zeilen weiter, von seinem überkindlichen Vergnügen erzählen sieht, um die Wette mit einer jungen Frau einen Hügel auf einem Fusse hinabzuspringen, oder wenn er an demselben Tage den Bericht über die kärgliche Ernährung — Kartoffeln oder einige Früchte — und über einen Theaterbesuch findet. Das Theater nimmt überhaupt einen breiten Raum in diesen Tagebüchern ein. Viele Abende werden in demselben verbracht, die Leistungen der Schauspieler und der Sänger besprochen. Den Sangesübungen wird

abendlich, dem Ständchen nächtlich viel Zeit gewidmet. Das Tagebuchschreiben selbst fordert stundenlange Anstrengung: es ist erstaunlich, wie sehr diese Jugend ihre Zeit auszunutzen weiss. Ignatius überrascht die Freunde mit musikalischen Compositionen, Arien, Quartetten u. a. m. Sofort werden diese Lieder eingeübt und gesungen. Hippius muss sich endlich entschliessen, einen Flügel, den er sich bald nach seinem Einzuge in Wien für 315 Gulden gekauft, bei seinem Auszuge für 200 Gulden zu verkaufen. Der Abschied von dem Instrument rührt ihn zu Thränen, aber er tröstet sich damit, all seine Freude am Spielen habe ihm in einem Jahr nur 115 Gulden gekostet, und mit dem Musiciren werde es in München erst recht losgehen. Das alte Erbtheil des estländischen Pfarrhauses, die freudige und verständnisvolle Pflege der Musik, hat in der That sowol Ignatius wie Hippius in der Fremde Thüren und Herzen geöffnet, — Pezold übe, so viel zu ermitteln war, die Musik nicht. Der Reiz der Tagebücher besteht zu nicht geringem Theil in der anspruchslosen Darstellung der Theilnahme, welche die jungen Männer sich durch ihr musikalisches Talent, wie durch ihr sittlich reines und naives Wesen überall erwarben. Wir werden aus Rom mehr darüber hören. Auch das Theater und die Oper wurden fleissig besucht, ein Luxus, der sich aus der Herrschaft erklärt, welche damals namentlich in Wien die dramatische Kunst über alle Gemüther übte. Ignatius und Hippius verschärften die Entbehrungen, welche sie sich auferlegen mussten, um den Besuch eines klassischen Stückes, eines Lustspiels oder einer Oper sich ermöglichen zu können.

Ist einmal Geld vorhanden, so wird auch wol «gekneipt», d. h. die Freunde versammeln sich bei einer oder zwei Flaschen Wein, viel Kunstgesprächen, viel Heimerinnerungen und mancher Kurzweil. Dass Hippius nach jeder dieser «Kneipereien» noch viele Seiten seines Tagebuchs mit der feinsten, aber durchaus leserlichen Schrift füllte, beweist die Mässigkeit, welche auch bei diesen Convivien herrschte. Sie beschränken sich nicht auf unsere vier «Tallinna poesed» (revaler Jungen¹). Auch die «Berliner» nehmen oft daran theil: Karl Zimmermann und Gropius, und

¹ Eggink, Hippius, Ignatius und Pezold. Hippius gebraucht diesen Ausdruck, obgleich keiner der vier in Reval, ja Eggink nicht einmal in Estland geboren war; sie mögen sich scherzweise so genannt haben, weil sie alle — Eggink mit einbegriffen — freundliche Erinnerungen an Reval bewahrten und wol oft austauschten.

der von Allen warm geliebte und verehrte «unser Julius», d. h. der Dresdener Schnorr. Aber stets gehört der Tag dem Lernen und Studiren, jede Excursion der mit Jubel betriebenen Bildung zur Kunst. Mit Freude wird jedes Blatt eines Freundes begrüßt, jedes Streben ermuthigt, jeder Rath mit Dank entgegengenommen. Was die damalige wiener Akademie ihren Schülern nicht zu geben vermochte, das trug dieser Kreis in sich: die Begeisterung für den künstlerischen Beruf und die Bewunderung alles Schönen in den Werken der Natur und des Menschen. Und so entwickelte sich in der jungen Generation jener Drang, der Talent und Charakter zu Einem Streben und Wesen vereint und der sittlichen Kraft und dem künstlerischen Werden und Schaffen ein einheitliches Ziel setzt: die Jugend jener Zeit rang bewusst oder unbewusst nach dem einen Ideal, nach der freien und sittlichen künstlerischen Persönlichkeit. Bei den Freunden, die wir hier dasselbe Ziel verfolgen sehen, entfaltet sich bereits in Wien der Unterschied des persönlichen Charakters und des künstlerischen Weges — ohne der wechselseitigen Freundschaft Abbruch zu thun.

Am 23. September ist Adelheid Schadows, der stillen Liebe des Ignatius, Geburtstag. Die drei Freunde feiern ihn mit einer Mass Wein auf dem alten Schlosse Rasemark in Niederösterreich, nicht ohne dessen Trümmer zu zeichnen. «Otto sass am Tisch auf einer Bank unter uralten Buchen fast verloren da und schnitt mit Thränen ein A. S. in den Stamm. Wir gesellten uns zu ihm, machten gemeinschaftliche Sache und feierten eine recht wehmüthige Stunde.» Bis zur letzten Helligkeit des letzten Tages wird fleissig gezeichnet, am 25. Sept. früh soll der Marsch nach München beginnen, Ignatius und Pezold wollen die abziehenden Freunde bis Mariazell begleiten. Den letzten Abend des Zusammenseins schildert Hippus mit folgenden Worten: «Es wird finster, wir gehen nach Hause (von der Burgruine Markenstein, wo sie zum Theil ohne Unterbrechung gezeichnet und am Tage nur einige Birnen genossen hatten), besehen gegenseitig unsere Arbeiten, sitzen gerade bei einer Schüssel voll Kartoffeln und disputiren über die Vorzüge Rafaels und Rubens', als Gropius und Julius (Schnorr), die ihnen nachgewandert waren, draussen Lärm schlagen. Nun ging ein tolles Leben an, denn wo Gropius ist, wird Alles auf den Kopf gestellt. Julius hat uns den Sartori (ein Reisehandbuch) gekauft und die Briefe nach Salzburg ordentlich bestellt, nun können wir vorwärts. Ich sehe voraus, dass wir mit unseren

ganz verschiedenen Zwecken nicht beisammen bleiben könnten, und obgleich wir es ihnen klar zeigten, entstand doch ein starker Wortwechsel, — endlich wurden wir einig. Die Berliner bleiben zurück, wir setzen allein unsere Marschrouten fort, begleitet von Otto und August. Und so ist in mancher anderen Rücksicht auch wohl am Besten. Es wäre zu lärmend, wenn 7 zusammenblieben (die vier Landsleute, Schnorr, Gropius und Zimmermann), auch wissen die Berliner die Gelder nicht zusammenzuhalten und würden dadurch uns rasch in Verlegenheit setzen. Wir legen uns auf ein Brass und da zeigt Gropius eine Laune, die Ausgelassenheit überschreitet.»

Am frühen Morgen des 26. September wird herzlicher Abschied von den Berlinern genommen und der Marsch bei strömendem Regen angetreten. Und Regen und Nebel hüllten sie den ganzen Tag über ein. Ignatius zeichnet dennoch das Schloss Guttstein, Hippius hält den Regenschirm über ihn. Endlich gelangen sie über den Ohler nach Buchberg, arg durchnässt, aber seelenvergnügt. Die Wirthsleute heizen ein, trocknen die Kleider und waschen Hemde und Strümpfe der Reisenden. «August und ich sassen nun den ganzen Abend ohne Hemd und hatten Mühe, mit unseren Mänteln unsere Natur gehörig zu verdecken.» Trotz der grossen Müdigkeit war der Nachtschlaf schlecht. Eggink lag auf einem dicken Kotzen, und der hatte es am Besten; Hippius lag auf einem Bauerrock, dessen Knöpfe ihm blaue Flecken verursachten, Otto ging es kaum besser und August lag fast unbekleidet auf dem Holztische. Am anderen Morgen wird früh aufgebrochen. Auf der Landstrasse wird Abschied genommen, Pezold und Ignatius wandern nach Wien zurück. Hippius und Eggink gehen durch das wilde Salzthal München zu. Die beiden Letzteren bleiben nun lange Zeit verbunden: in München halten sie fest zu einander, von dort nach Rom wandern sie gemeinschaftlich und theilen hier zuerst Studien und Zimmer. — Es scheint hier angemessen, einige Notizen über diesen Eggink einzuschleiben, dessen in dem Tagebuch immer nur mit den Ausdrücken herzlicher Freundschaft und aufrichtiger Achtung erwähnt wird. Wir verdanken einige Angaben über seinen Lebensgang dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Malers Julius Döring in Mitau. Johann Leberecht Eggink ist auf dem Gute Pawicken im westlichen Kurland geboren. Das Geburtsjahr ist unbekannt, Herr Döring schliesst aus alten Papieren seines Nachlasses, dass es zwischen 1778 und 1780 liege. Er wäre somit 12 Jahre älter als sein Reisegeoss Hippius gewesen, also

1816 mindestens 36 Jahre alt. Einen so grossen Altersunterschied lässt das Tagebuch nicht vermuthen; Eggink erscheint in demselben nicht nur in voller jugendlicher Kraft, sondern auch zu jeder jugendlichen Lust und «zu tausend Spass» aufgelegt. Er macht die beschwerliche Gebirgsreise «durch seine Jovialität» höchst angenehm, er erzählt fröhlich und mit höchst komischen Wendungen, namentlich auch von der petersburger Polizei, spricht flüssend russisch, das er nach Hippus in Petersburg gelernt hat, kennt auch dialektische Unterschiede zwischen dem Gross- und Kleinerussischen. Er liebt es, der Schwärmerei seiner jüngeren Genossen mitunter ein recht triviales Wort entgegenzusetzen: von einer Höhe bei Bologna geniessen beide den schönen Blick über die Stadt, den Hippus in seinem Tagebuch schildert: Eggink sagt von ihr, sie liege «wie dicke Grütze» vor der Wanderer Füßen. «Hätte ich meinen guten deutschen Eggink nicht,» schreibt Hippus in einem Anfall des Mismuths, «so wäre ich bei allem Genusse einer unendlichen Menge von herrlichen Kunstwerken doch ein unglücklicher Mensch. Eggink geht es wie mir: ihm misfällt Alles, nur die Bilder nicht.» Wo Hippus entzückt ist über den Duft, der aus den Thälern steigt, dämpft Eggink diese Begeisterung mit seinem Humor: «Es sieht aus, als sässe dort eine Anzahl Kerle, die Tabak paffen.» Er selbst raucht allezeit sein Pfeifchen. In Rom componirt er eine Caritas (1818) und eine Himmelfahrt, die viel verspricht. Dort trifft er auch einen Courier Grünwald, «der Egginks Vater und Familie vor vier Wochen sah und viel erzählte». Für Egginks Aufenthalt in Reval vor seiner Kunstreise spricht, dass Eggink den Revalenser Feuereisen in Rom wiedererkennt, und mehr noch folgendes kleine Erlebnis: 8. Oct. 1816. «Wir sehen die Sonne auf- und den Mond untergehen. Auf der weiten Wiese, die von Thautropfen glänzt, weideten friedliche Heerden, geleitet von jungen fröhlichen Hirtinnen, die mit dem Echo spielten. Ich hörte sie jauchzen, wie es unsere Hirten in Estland thun (*wilgama*), und diese bekannten Töne, die mich plötzlich in mein geliebtes Heimatland versetzten, drangen tief, tief in mein Herz. Es mochte eine Trauung oder sonst eine kirchliche Feierlichkeit sein, da in dem Markt Mondsea drei Glocken geläutet wurden. Diese Glocken, Gott im Himmel, sie tönnten mir wie vom Olai-Thurme in Reval, und ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging bei jedem dieser herrlichen Laute. Ich blieb weit hinter Eggink zurück, um in diesem Genuss der Erinnerung

an eine glückliche Vergangenheit zu schwelgen. Schon wollte ich Eggink aufmerksam machen auf die so bekannten Glocken, doch aus Furcht, dass er mir nicht beistimmen möchte, überliess ich mich gern dieser Täuschung. Wie soll ich aber meine Freude ausdrücken, als Eggink bald darauf stehen blieb und mir zurief: «Hörst du die Olai-Glocken?»

Wie Herr Döring mir freundlichst mittheilt, hat sich Eggink im Jahre 1830 und 1831 in Petersburg aufgehalten, wo er eine Anstellung als Zeichner fand, ist 1832 nach Mitau übergesiedelt und dort 1867 gestorben. Vielleicht findet sich noch das Tagebuch Egginks, dessen Hippus wiederholt erwähnt und das er im Juli 1817 Letzterem theilweise vorgelesen hat. Doch begleiten wir jetzt die beiden Wanderer auf ihrem Wege nach München.

Man glaubt bisweilen Jean Paul zu lesen, wenn Hippus die Schmerzen der Trennung schildert und dann wieder den Reizen der grossartigen Natur mit wahrer Inbrunst sich hingiebt. Spät in der Nacht erreichten die Wanderer den uralten Bergbau Eisenerz und besahen denselben am nächsten Morgen. Der Beamte, der sie umherführt, theilt ihnen mit, dass daselbst 1800 Menschen, darunter 240 Bergleute beschäftigt sind und jährlich 2—300000 Centner Eisen gewonnen werden: im Jahre 1839 schafften über 5000 Menschen dort 600 Millionen Centner Eisen zu Tage. Auf dem Gipfel des Berges stand damals ein Denkmal, gesetzt vom Grafen Dietrichstein, und darauf ein Vers Klopstocks:

«Hier steh' ich!
 Rund um mich ist Alles
 Macht,
 Alles Wunder!
 Mit tiefer Ehrfurcht
 Schau' ich die Schöpfung an,
 Denn Du,
 Namenlosester! Du
 Erschufst sie! —»

Darunter die Worte: «Als Man zehlte — Nach Christi Geburt — 712 hat man diesen — Edlen Ertzberg zu — bauen angefangen.»

Auf den empfänglichen Sinn der Wanderer machten die Stollen, die Stalaktitenhöhlen oder Schatzkammern, das ganze unterirdische Getreibe tiefen Eindruck. Der Weitemarsch brachte wieder neue Eindrücke: in Hieflau wurde Nachtquartier genommen, dann rüstig

weiter gewandert. Nach mehrfachen Irrgängen führt der Weg durch das «Gesäuse». — «Das ewige Sausen, Brausen, Zischen und Toben hat kein Ende,» schreibt Hippus von diesem oberen Theile des Ennsthales. «Grosse Felsstücke sind in das Bette des Flusses gefallen, welche die Gewalt des Wassers versuchen und brechen. — Die Wellen zerschlagen sich an den Felsblöcken, lösen sich in blendend weissen Schaum auf und fallen wie ein Nebel wieder herab. Jetzt aber war des Schauerlichen genug, und herrlich grüne Wiesen machen den Anfang des schönen Ennsthales. Eine Stunde weiter erreichten wir das Kloster Admont, ein grosses Gebäude von 3 Stock und dessen Façade von 40 Fenstern. Schnell machten wir uns auf und gingen zum Prior, der mit Vergnügen uns erlaubte, die Merkwürdigkeiten des Klosters zu besehen. Zugleich forderte er uns auf, vorlieb zu nehmen mit dem Abendessen und dem Logis bei ihm. Wie oft sagte ich: ich will gern doppelt bezahlen, um es umsonst zu haben in einem Kloster. Nun war mein Wunsch erfüllt.»

Das Benedictinerkloster «*ad montes*» ist kein mittelalterlicher Bau, sondern erst am Anfange des 18. Jahrhunderts von einem salzburger Erzbischof gegründet. In seiner Anlage zeigt es natürlich den Charakter seiner Gründungszeit mehr, als den der Entstehung des Ordens selbst. Eine gewisse pompöse Grossartigkeit, eine fürstliche Raumverwendung, reiche Ausstattung der Repräsentationsräume war namentlich den Bauten eigen, welche um 1700 herum von geistlichen Herren aufgeführt wurden. Wien ist reich an Beispielen dieses Stils; die Bauart von Admont an sich konnte den beiden aus Wien kommenden Künstlern daher nicht imponiren. Wohl aber hatten sie hier, im damals wenig bebauten Thal der Enns, den plötzlichen Gegensatz zu dem wilden Gesäuse, mitten in der Einsamkeit der Natur solche Werke der Cultur nicht vermuthet¹. Die Beschreibung, welche das Tagebuch von dem Admont des Jahres 1816 giebt, verdient auch insofern Interesse, als das Kloster etwa 50 Jahre später zum Theil von Flammen verzehrt wurde und bei der Wiederherstellung mannigfache Veränderungen erfuhr. Von den Thürmen der Klosterkirche konnte Hippus nicht sprechen, da diese erst das Werk der späteren Restauration sind. Er fährt in seinem Tagebuch fort: «Nachdem wir uns eine Zeit

¹ Jetzt hat sich beim Kloster ein vielbesuchter Ort für Sommerfrische gebildet, der natürlich die Physiognomie der Gegend wesentlich verändert hat.

lang mit dem Prior, einem liebenswürdigen Manne, unterhalten hatten, führte uns der Pater-Hofmeister (Hausmeister?) durch viele lange Bogengänge in die Bibliothek. Ich erstaunte, als ich in den weiten, von Marmorsäulen gestützten Saal hineinsah. So gross, reich und geschmackvoll hatte ich mir diesen Tempel der Musen nicht vorgestellt. Das Gefühl der Ueberraschung ist nicht nur bei dem Eintritt in diese prächtige Halle gross: das Angenehme, Freundliche, Zierliche der ganzen Bauart erhält dieses Wohlbehagen, und wol mögen unter den 40—50000 Bänden Schriften enthalten sein, in die sich der Eingeweihte Jahre lang ganz begräbt.» (Die Bibliothek ist beim Brande gerettet.) «Die Säulen in der Mitte des Saales sind aus dem Gebiete des Stifts: weisser Marmor mit rothen Adern. Die Blöcke wurden aus den Wildalpen roh in das Stift getragen, ein sehr beschwerlicher Transport in den engen, schlechten Gebirgswegen. Im Kloster selbst wurden sie bearbeitet. Auch der Fussboden ist ein Mosaik in- und ausländischer Marmorarten. Eine Galerie läuft in beträchtlicher Höhe rings um die Bibliothek, ihr Blau mit Gold bietet einen höchst gefälligen Anblick. Ein Frescogemälde von Altamonte, das uns sehr gut gefiel, ziert die hohe Decke, und 16 Statuen von Holz, nachher bronzirt, sind eine herrliche Zierde des Ganzen. Der Künstler, der diese Statuen und die 2 schönen Hautreliefs verfertigte, heisst Stammel. Es wundert mich, dass er nicht bekannter ist; seine Arbeiten sind oft wirklich vortrefflich. Man sieht, dass er die Antike studirt hat, in seinen Gruppen zeigt er Originalität, in seinen Gewändern viel Geschmack. Besonders sprechend waren seine Köpfe, geistvoll und ihrem Charakter vollkommen entsprechend. Die himmlischen Kinder sind wahrhafte Engel. Schade, dass dieser Meister nicht in Marmor arbeitete. Seine Werke, die grösstentheils in Admont sind, wo er 40 Jahre lebte, sind alle von Holz. — Der Pater-Hofmeister zeigte uns einige Manuscripte aus dem 13. Jahrhundert, deren Initialen mit den schönsten Farben gemalt sind, Farben, wie man sie jetzt nicht sieht, so dauerhaft, so gut erhalten, als wenn sie erst gestern gemalt wären. — — Damit fertig, hatten wir unsere Sachen aus dem Gasthause zu bringen. Wir waren sehr hungrig, nahmen Brod und einen Schnaps und hörten plötzlich einen Accord auf der Orgel, ein Zeichen, dass die geistlichen Herren zu Tische gingen. Man denke sich, wie wir abrollten. Im Kloster gingen wir in den vielen, langen Bogengängen irre und fürchteten schon, die schöne Abendmahlzeit, die wir uns sehr lustig malten, verpasst

zu haben. Da kam ein junger Geistlicher und führte uns mit Bereitwilligkeit zum Pater-Hofmeister. Dieser nahm uns unsere Tornister ab und führte uns in den Speisesaal. Die ganze Geistlichkeit war schon beisammen, man hatte auf uns gewartet. Dem Prior wurde von unserem Dasein Nachricht gegeben, worauf er sogleich erschien. Unterdess wies uns der Tafeldecker unsere Plätze an, die auch schon dadurch bemerkbar waren, dass unsere Stühle mehr hervorgezogen waren, als die anderen. Der Saal war gross, die Wände mit Bildnissen der österreichischen Kaiser geziert: es war Stuccaturarbeit und stark vergoldet. Ausserdem eine Menge Wappen. Die Decke enthielt mehrere Frescogemälde, eines darunter, das den Ursprung des Stiftes erzählte, freilich alle elend. Die Tafel war wol 8 Klafter lang, mit Tellern, Gläsern, Weinflaschen und Lichtern bedeckt, was beim ersten Eintritt sehr frappirt. Dabei die beiden langen Reihen Schwarzröcke, deren neugierige Blicke wie Pfeile auf uns schossen. Kaum standen wir an unseren Plätzen, als der Prior schon eintrat und sein Gebet laut und in Absätzen hersagte. Bei jedem Absatz sprach die ganze Gesellschaft ihm einige Worte nach, nur wir beiden Ketzer schwiegen. Dann kam eine Pause, so lang, dass man etwa ein Vaterunser geschwind hätte hersagen können. Nun fing der Prior, der an der Spitze stand, wieder laut an, und die anderen Herren sprachen es ihm, wie vorher, nach. Damit fertig, zog jeder seinen Stuhl unter sich; die Speisen wurden herumgereicht, — man ass! Ich hatte mir das Leben in den Klöstern sehr luxuriös vorgestellt; aber es ging recht gut und bürgerlich zu. Nur drei Speisen, doch die reichlich. — Ich hatte mit meinem Nachbar, einem wohlgebildeten jungen Manne, eine angenehme Unterhaltung, Eggink mir gegenüber mit dem seinigen auch. Nach Tisch wurden wir in das Conversationszimmer geführt, wo wir alle beisammen waren. Die geistlichen Herren spielten trotz den Unsrigen wacker Karten. Was uns arme Maler betrifft, so standen wir wie auf Kathedern und predigten hinab von unserem Vaterlande, und was wir sonst wussten und trieben. Wir konnten nicht anders, denn sie stellten sich um uns herum, machten tausend Fragen und schienen sich überhaupt lebhaft dafür zu interessiren was im Auslande vorgeht. Endlich machte Eggink Anstalten zum Schlafengehen, ich folgte ihm. Der Hofmeister führte uns in die Schlafzimmer, die sehr nobel waren. Unsere Betten waren breit, dass wir mit Frau und Kindern da hätten liegen können, die gestickten gelbseidenen Decken doppelt, also entsetzlich breit. Ausser-

dem Federdecken — nach Belieben. Die letzteren warfen wir weg. August hätte auch die seidenen gewiss nicht behalten; wir schliefen unter ihnen wie Todte bis zum anderen Morgen.»

Am anderen Morgen wird den jungen Malern das Kunstcabinet des Klosters gezeigt; «Ein grosses Zimmer, mitten drin eine herrliche Arbeit von Stammel, das Universum vorstellend. Hier hat der Künstler sehr viel Phantasie gezeigt; das Ganze ist erstaunlich sinnreich zusammengestellt, ein sogenannter schöner Geist hätte Gelegenheit viele Bogen darüber zu schreiben. Auch sich selbst hat Stammel darin angebracht, wie er gerade einen Herkules posirt. Er soll sehr ähnlich sein, aus seinem Blicke spricht der Geist, der in dem ganzen Werke herrscht. Die Figuren sind von verschiedener Grösse, die untersten, 4 Welttheile vorstellend, die das Universum tragen, etwa 3 Fuss hoch. Die anderen, je höher hinauf, desto kleiner, die kleinste eine Spanne hoch. Er muss lange daran gearbeitet haben; ich bewundere seine Geduld, denn in Holz ist, wie der alte Fischer mal sagte, schwieriger zu arbeiten, als in Stein. — Das Naturaliencabinet enthält seltene Fischgattungen, Marmorarten — wohl hundert verschiedene — Edelsteine und Halbedelsteine, geschliffen und ungeschliffen &c. Auch einige Bilder von Götz sahen wir, doch ohne sonderliche Freude. Wir wurden allmählich des Sehens müde; es war schon 10 Uhr geworden, wir waren seit 6 Uhr auf. Man führte uns in ein Gastzimmer, wo auf einem gedeckten Tisch uns eine herrliche Milchsuppe erwartete. Nachdem wir uns an ihr gelabt, ging es in den Garten. Grosse, schattige Gänge, Obstbäume, doch ohne Obst, Teiche, doch ohne Fische, ein Hirschpaar eingehegt. Dann in den Stall, wo gute Pferde stehen. Nun endlich in die Kirche, wo der treffliche Orgelspieler leider nicht vorhanden und der Genuss an seinem Vortrag der Don Juan-Ouvertüre und Stücke aus der Zauberflöte, Clemente Vito &c. den Reisenden versagt bleibt. Dagegen bringen die Mönche ein Kunstblatt herbei, das eine Kritik über die Dresdener Ausstellung enthält. — Die Wohnzimmer der Mönche und des Priors werden besichtigt: sie sind allesammt nicht nur einfach, sie sind arm.» Diese Einfachheit des Mönchslebens in Admont befremdet Hippus um so mehr, als er viel von der Schwelgerei der Klosterleute gehört hatte und von dem grossen Reichthum Admonts wusste.

Nach der Mahlzeit, die aus vier Gerichten bestand, wird in der Zelle des Priors Kaffee getrunken, den dieser selbst gekocht,

dann Abschied genommen. Gastfreundliche Einladungen, länger zu verweilen, lehnen die Künstler dankbar ab.

Auch der eine Rasttag in Admont hatte genügt, die Wanderer durchaus zu erfrischen und zu stärken. Was ihnen im Gegensatz zu dem präsumtiven Luxus in den Klöstern einfach, ja ärmlich erschien, war im Verhältnis zu ihrer eigenen sonstigen Lebensweise grosse Opulenz. Drei Speisen zum Nachtmahl, vier zum Mittagsmahl, Kaffee darauf, und die Besichtigung der Schätze des Klosters, und Alles ohne Entgelt, das waren den beiden wackeren Leuten immerhin festliche Genüsse. Dass ihre Anspruchslosigkeit darunter nicht litt, bewiesen sie nach zwei weiteren Reisetagen. Bei Regen und Nebel, auf bodenlos schmutzigen Wegen waren sie bis Aussee marschirt. Hippus schreibt: «Uns war das Wirthshaus zum «Spoiten» empfohlen worden als ein billiges und gutes Haus. Wir erfuhren aber, dass da keine Fuhrleute einkehrten, und fürchteten daher, angeführt zu sein. Wir waren ganz durchnässt, bedurften der Wärme und suchten daher eine Kneipe, wo Fuhrleute ein- und ausgehen, um besonders von der Wärme zu profitiren, die in solchen Häusern stets vorhanden ist. Wir gelangten endlich in eins. Die übergrosse Aufmerksamkeit, mit der man uns empfing, war nichts Erfreuliches für unseren Beutel. Ein hübsches Mädchen half unsere Mäntel losknöpfen, unsere Tornister abschnallen, führte uns gleich hinauf in ein zierlich eingerichtetes Zimmer, fragte, was wir zum Abend befehlen: ein gebackenes Händl, oder a Gansl oder «Carmode» oder Schnitzel? &c. — Oi, oi, oi, was wird das setzen! sagten wir armen Maler einander und bestellten — um doch nicht ganz schofel zu sein — ein Supp und kälbernes Bradl. Und das waren wir unserem alten Leichnam wohl schuldig, der heute 10 Stunden durch ärgsten Koth und Regen sich gedrückt hatte.» Man schrieb schon October und Aussee liegt etwa 650 Meter über dem Meer.

Einigermassen beruhigten sich die Freunde, als sie lasen, dass ihr Reisehandbuch das Gasthaus als billig und gut empfahl, und deuteten solches der Wirthin an. Diese antwortete: «Ja, damals waren andre Leut' da, wir sind erst seit Kurzem hier.» — Nun, vielleicht können wir uns um so mehr gratuliren,» antwortete Hippus schlagfertig. Aber es half nichts, die Rechnung war gross.

Das Schlimmste, das den Reisenden begegnen konnte, war schlechtes Wetter. Und das herrschte fast eine Woche lang. Mit nassen Kleidern, durchweichten Stiefeln, wasserschweren Mänteln marschirten sie in tiefem Strassenkoth durch die schönen steyri-

schen Thäler und ins Salzkammergut hinein, ohne vor Nebel die Berge sehen zu können. Das Zeichnen war unmöglich, das Skizzenbuch feucht, die Hand steif — was wunder, dass die gute Laune auszugehen drohte. Da hatte der Himmel ein Einsehen. Am Hallstädter See ballte sich der Nebel zu Wolken zusammen, stieg an den Bergkegeln hinauf und zog dann in glänzender Weisse in die hohe Ferne. Bei so herrlicher Beleuchtung wurde der Waldbachstaub, einer der schönsten Wasserfälle des Salzkammergutes, gesehen. «Der Bach fällt,» schreibt Hippius, «aus enger, schwarzer Felsenkluft mit einem Krachen und Donnern herab, dass die Bäume erzittern. Schäumend wüthet er zwischen den Felsstücken, stürzt von einem Blocke zum anderen, sprüht hoch empor, zerstaubt und benetzt mit ewigem Thau die ganze Gegend umher. — Wir standen stumm vor diesem grossen Schauspiel und priesen in stiller Begeisterung den Gott, der alles Das hervorbrachte.»

Mit gleichem bewunderndem Sinne schildert Hippius die Reize der Kahnfahrten, die wiederholt über mehrere Seen gemacht werden mussten, bei hellem Morgen, wie in dunkler Nacht. Alle Müdigkeit und Sorge der trüben Tage sind verflogen, zerstoben vor dem sonnigen Lichte und der wiederkehrenden Kraft. Das Tagebuch wird zu einer enthusiastischen Schilderung der Landschaft. Es ist schwer, hier nicht längere Stücke desselben zu veröffentlichen.

Im Traunthal finden die Reisenden einen Ort Goisern, in dem 2000 Lutheraner mit 1300 Katholiken in Frieden und Liebe leben, ein Verdienst der Geistlichen beider Confessionen. Den lutherischen Pfarrer möchte Hippius gern besuchen, er begegnet ihm auf der Strasse, als derselbe eben in ein Haus eintritt. Es ist ein Bruder des Dichters Christian Adolf Overbeck, der Obergerichtsprocurator, Bürgermeister und Syndikus des Domcapitels in Lübeck und Verfasser des damals so beliebten Liedes war :

«Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel.»

Offenbar hatte Hippius zu jener Zeit den Namen des jüngeren Overbeck in Wien nicht gehört. Und doch war dessen Relegation nur drei Jahre früher erfolgt, bevor Hippius die wiener Akademie bezog. Man wusste somit in Wien von den späteren Erfolgen der Ausgeschlossenen nicht und ahnte nichts von den in Rom auftauchenden künstlerischen Bestrebungen. Einer gleichen Unkenntnis der römischen Kunstvorgänge und Kunstleistungen werden wir noch einmal begegnen, und zwar nachdem jene Anfänge schon

reiche Früchte gezeitigt und die Aufmerksamkeit der Regierungen auf sich gezogen hatten.

Die Freude, die Hippus empfand, nach «beinahe 4 Jahren» an einem Orte zu sein, wo so viel Glaubensgenossen wohnten, war nur von kurzer Dauer. Unaufhaltsam und ohne Rasttag wird weiter gewandert und zwar oft in unabsichtlichen, oft im voraus überlegten Zickzackrichtungen. Von Wien nach Aussee war der Weg zuerst südwestlich, dann westlich genommen, von Aussee wieder westlich nach Hallstadt, von dort nordwärts bis Ischl, dann nordöstlich zum Traunsee und Gmunden, nun wieder westlich zum Kammersee. In der Nähe desselben, in dem Marktflecken Mondsee, trägt sich das oben erzählte Erlebnis mit den Glockentönen zu, das als Beweis für Egginks einstmaligen Aufenthalt in Reval angeführt wurde. Am 8. October treffen die Reisenden in Salzburg ein. Hier werden Empfehlungsbriefe abgegeben, Kirchen und andere Sehenswürdigkeiten besucht, ein Ausflug nach der Sommerresidenz des Erzbischofs Mirabel gemacht, welche zwei Jahre darauf abbrannte. Der Garten erinnert Hippus an den Park von Catharinenthal bei Reval.

Des Sehenswerthen gab es so viel, so sehr drängten sich Eindrücke der Kunst und Eindrücke der Natur, dass die Sammlung zum Zeichnen sich nicht recht gewinnen liess. Hippus selbst denkt hierbei an Pezold und dessen unaufhörliches Zeichnen. Die Stunden der Ruhe an Abenden wurden um so fleissiger dem Tagebuch gewidmet. An persönlichen Bekanntschaften fehlte es wenigstens Hippus nicht. Sein früherer Lehrer an der Wiener Akademie Hasslauer hatte ihm Empfehlungsbriefe an geistliche und weltliche Kunstfreunde und andere Personen gegeben. Mit den salzburger Grafen, an welche die Briefe lauteten, waren die Maler höchst unzufrieden. Namentlich schimpft Eggink weidlich über Mangel an Kunstverständnis. Auch Besuche ohne Empfehlung wurden gewagt. «Ich ging mit Eggink,» so schreibt Hippus, «zu der Frau von Sonnenburg, unseres göttlichen Mozart leiblicher Schwester. Ein unnennbares Gefühl war es, als sie aus dem Nebenzimmer hereintrat und ich sie vor mir stehen sah. Freundlich empfing sie uns, mit der höchsten Liebenswürdigkeit erzählte sie uns in Kürze die ganze Lebensgeschichte ihres geliebten Bruders. Bei der Gelegenheit, als sie bei ihrem Vater spielen lernte, wusste er es in seinem 4. Lebensjahr nach Gehör nachzuspielen, und in seinem 7. Jahre componirte er schon allerlei. Sie besitzt vier Bilder von

ihm, eins, wo er als kleiner Knabe mit der Hand in der Seite an einem Flügel steht, ein zweites, wo er mit ihr am Flügel sitzt und vierhändig spielt; dann ein Brustbild, als er aus Italien zurückgekehrt (dieses, sagte sie, sei das ähnlichste). In seinen Gesichtszügen liegt sein tief denkender Geist, der seine Werke beseelt, die ewig unnachahmliche Muster alles Grossen und Erhabenen, alles Wahren und Lieblichen bleiben. Das 4. Bild ist Miniaturbild im Profil. Auch dieses ist ihr unendlich werth und theuer wegen der Aehnlichkeit. Ausserdem zeigte sie mir einen Kupferstich, der der beste von allen existirenden sein soll. Durch meine vielen ungestümen Fragen mochte ich der zärtlichen Schwester den Verlust des geliebten Bruders schmerzlich erneuert haben. Die ehrwürdige Frau trocknete sich die Thränen, die dem Andenken des Geliebten flossen¹. Ach, das that mir so weh! Doch schien sie unsere Theilnahme auch zu rühren, und sie dankte zu wiederholten Malen dafür. Ich sagte ihr, dass ich mir einige Handschriften verschafft hätte, und zeigte ihr eine Cadenz, die ich von Mozarts Clavierstimmer erhielt. Ja, ja, sagte sie, das sind seine Noten. Auch den Brief erkannte sie als seine Handschrift an. Diese Bestätigung ist mir viel werth, und als heilige Documente will ich diese Schätze verwahren, so lange ich lebe. Uns hielt sie anfangs für Tonkünstler und wollte mit aller Gewalt, dass ich etwas spielen sollte, doch dem Maler und blossen Liebhaber der holden Musica erliess sie bald diese — *blamage*. Froh wie ein Gott über diesen interessanten Besuch trollte ich mich nach Hause.»

Der Aufenthalt in Salzburg dauerte acht Tage. Die Freunde hatten nicht blos die Stadt und ihre monumentalen Werke und Schätze kennen gelernt, sie hatten auch die malerische Umgebung eifrig durchwandert und die Schönheit derselben ganz genossen. Es beginnt schon auf dieser Reise von Wien nach München jener Cultus des Sehens und Aufnehmens, der später auf der italienischen Wanderung Hippus mehr zum Beschreiber des Landes, zu einem Sammler kunsthistorischen Materials, als zu einem productiven Arbeiter an der malerischen Wiedergabe der Natur macht. Erst in Rom nimmt dieses Studium wieder seine ganze Kraft in Anspruch.

Von Salzburg nach München wurde die Fahrt im Postwagen zurückgelegt. Am 16. Oct. trafen die Freunde an ihrem vorläufigen Bestimmungsort ein. «Nimm uns nun auf in deinen mütterlichen

¹ Mozart war schon vor 25 Jahren (1791) gestorben, die treue Schwester Marianne von Sonnenburg lebte bis 1829.

Schoss, du altes München,» so schliesst Hippus das zweite Heft seines Tagebuchs, «und giess uns deine Kunst mit Löffeln ein.»

Hier tritt eine Unterbrechung der Aufzeichnungen ein. Als Hippus dieselben wieder aufnimmt — nach fast viermonatlichem Aufenthalt daselbst — geschieht es, um dem Abschiedsschmerz von München Ausdruck zu verleihen. Nicht von dem Ort, sondern von den Menschen, die er dort gefunden, wird die Trennung ihm schwer. Den Grund der beschleunigten Abreise erfahren wir aus dem Tagebuch nicht, wie uns auch über die Arbeiten in München keine Nachrichten vorliegen. Der treue Eggink übernimmt es, die Freunde über das unerwartete Fortgehen Hippus' zu beruhigen. Wir errathen nur, dass dem liebenswürdigen Maler aus dem Norden plötzlich die Einsicht gekommen war, ein junges, braves Mädchen habe an ihn sein Herz gehängt und er, der bereits in Liebe gebunden, doch sein süßes Geheimnis nicht verrathen darf, findet keinen Ausweg, als sich zu entfernen. Den Unbefangenen, Heiteren und allezeit seines reinen Gemüthes Bewussten musste eine solche Erkenntnis tief erschrecken und erschüttern. Leichter Sinn der Jugend, ja hin und wieder ein wenig Leichtsinns war ihm eigen, Leichtfertigkeit aber lag ihm fern. Von liebgewordenen Beziehungen riss er sich los, seinem künstlerischen Entwicklungsgange gab er eine neue, jetzt gerade schwierige Wendung, weil er es als seine Pflicht erkannte, der Geliebten in der Heimat und sich selber treu zu bleiben, der verirrtten Neigung eines jungen Herzens aber keine Förderung zu geben. Betrübt, doch ohne Selbstvorwürfe konnte er seinen Wanderstab weiter setzen. Dass er auch die Vorwürfe der Anderen nicht verdiente, bewies die freundschaftliche Aufnahme, die er bei seiner unverhofften, raschen Rückkehr nach München bei den Eltern des jungen Mädchens und bei diesem selbst erfuhr.

Solches Erlebnis ist — wie unglückliche Liebe — dem reinen und edlen Herzen nur Erziehung und Stählung. Wie weit der viermonatliche Aufenthalt in München die künstlerische Entwicklung unseres jungen Künstlers gefördert hat, können wir hier nicht beurtheilen, seiner Entwicklung zum Manne kam sie, wie das Tagebuch beweist, in hohem Masse zu statten. Das Ueberschwängliche, das oft, der schwärmerisch-romantischen Zeit entsprechend, in seinen Aufzeichnungen und Selbstgesprächen hervortrat, weicht gegen eine festere, männlichere Lebensauffassung zurück. Es musste hier dieses — freilich im Tagebuch nur angedeuteten — Vorganges erwähnt werden, um den Umstand zu erklären, dass ein so

begeisterter, fleissiger und gewissenhafter Jünger der Kunst, wie Gustav Hippius, sich von der eben erst gewählten Stätte des Studiums wieder trennte und anderen Boden für seine Fortbildung suchte.

Die Fahrt nach Augsburg wurde im Postwagen in 15½ Stunden zurückgelegt — jetzt führt die Eisenbahn in 1½—2 Stunden von München dorthin. Hippius' erster Gang am Morgen nach seiner Ankunft gilt der Galerie. Sie ist geschlossen; er sucht den Director Deurer auf, wird freundlich aufgenommen und aufgefordert, am selbigen Tage einen Ball in der Harmonie, der ersten Gesellschaft Augsburgs, mitzumachen. Er geht heim, zieht seine «seidenen Büchsen» und Schuhe an, tanzt auf dem Balle viel und ist selbst überrascht, sich so gut zu amüsiren. Um zehn geht Alles aus einander, ein Knabe begleitet ihn unaufgefordert mit einer grossen Laterne zu seiner Wohnung. Am anderen Tage führt Deurer ihn in der Galerie umher. Hippius ist entzückt von den Bildern von Lanfranco, Crayer, Marotta, Tintoretto, Giorgione, Titian, van Dyk und Rubens. Von dem berühmten, dem Lionardo zugeschriebenen Mädchenbildnis spricht er nicht, eben so wenig von dem, was der augsburger Galerie ganz besonderes Interesse verleiht: von den Gemälden der heimischen und überhaupt der altdeutschen Schule. Spätere Erwerbungen mögen den deutschen Bildersaal wol bereichert haben, aber auch schon 1817 war eine erhebliche Anzahl dieser Werke dort vorhanden. Die altdeutsche Kunst war eben damals nur dem deutschen Kunstgelehrten und Kunstsammler — und das zumeist am Rhein — verständlich. Im übrigen — und in Wien zumeist — regierten die Italiener und Niederländer den Kunstgeschmack. Trotz schmalen Beutels — schon wieder hat das Warten auf den Wechsel begonnen und verhindert die Weiterreise nach Rom — kauft Hippius viel Noten, erfährt hierbei den Namen des Componisten des Liedes: «Kennst du das Land» &c. und dass derselbe in Augsburg lebt, besucht ihn und findet in dem «alten Haeusler» einen lebenswürdigen Mann und bedeutenden Musiker. Am meisten bewundert er als ein Unicum den Umfang der Stimme Haeuslers: er singt Sopran, Alt, Tenor und Bass: «Als Haeusler zu singen anfang, glaubte ich, er wolle mich zum Besten halten; doch bald war ich so überrascht, so betroffen, dass ich mich nicht zu fassen wusste. Diese Höhe, diese Reinheit, Kraft und Milde, diese Kunst, diese Fertigkeit — ich kann nichts darüber sagen, man muss den wunderbaren Sänger hören. Ein Umfang von 4

Octaven! Ich habe es gehört und kann es noch kaum glauben.» Haeusler schenkt Hippius die Cadenz, die nur er singen kann. Der weitere Aufenthalt in Augsburg sei hier übergangen. Hippius studirt Galerien und Kirchen, musicirt und hört musiciren, liest Goethes italienische Briefe, tanzt viel, kauft viel Musikalien und gewinnt ausserordentlich viel Freunde. Da kommt ein Brief von Ignatius aus Wien, der Hippius veranlasst, sofort dorthin zurückreisen zu wollen; er kehrt also nach München zurück, wo ihm jedoch Eggink den Plan ausredet. So ist Hippius denn wieder an der Stelle, von der er vor etwa vierzehn Tagen geflohen war. Er wird von denen, die er mied, unbefangen und freundschaftlich aufgenommen und verabschiedet sich nach zwei Tagen förmlich und herzlich. Er erhält als Andenken einen Säbel und einen Theelöffel geschenkt.

Am 27. Febr. 1817 beginnt nun die Römerfahrt. Eggink ist wieder Reisegefährte. In Venedig hoffen sie sich mit Ignatius vereinigen zu können. Die Jahreszeit macht die Fusswanderung unmöglich. Es findet sich ein Vetturin, der sie für 70 Gulden und einen Dukaten Trinkgeld nach Trient führen will. Am 27. Febr. brechen sie auf. Die Fahrt geht langsam von statten. Am 1. März treffen sie in Innsbruck ein, wo Rasttag gehalten, viel Schönes gesehen, Besuche bei Künstlern und Kunstfreunden gemacht werden. Namentlich anziehend ist der Besuch beim 73jährigen Maler Schöpf, der auch einst, und zwar mit den wiener Lehrern unserer Landsleute, in Italien seine Studien gemacht hatte. Hippius ist entzückt von den Fresken, mit welchen Schöpf mehrere Kirchen in Innsbruck geschmückt hat. Er erfährt, dass derselbe drei Jahre lang in Tiefsinn zugebracht, weil er geglaubt, nicht malen zu können. Ein Kunstfreund, der Baron Franzin, nahm ihn in sein Haus und suchte ihn zu ermuthigen; ein Geistlicher traf das richtige Mittel: Schöpf solle Gott um seinen Beistand zu einem Gemälde bitten, das er einer der innsbrucker Kirchen widmen wolle. Und an dem kindlich Gläubigen geschah das Wunder. Er konnte wieder malen, erkannte Gottes Hilfe und malte mit ihr noch viele Jahre. Schöpf ist in seinem 80. Jahre (1822) gestorben. In tiroler Kirchen lernte Hippius auch die Werke Knollers kennen, der der gleichen österreichisch-italienischen Künstlergeneration angehörte. Er bewunderte besonders zwei grosse Gemälde, die dieser Maler der Kirche seines kleinen Heimatortes Steinach gewidmet, und sieben Altarbilder in Botzen.

Der Weg führte über den Brenner. Hinauf stiegen die jungen

Männer zu Fuss, dann ging es im Wagen bei Schnee und Eis hinunter. Die ersten italienischen Städtchen werden als schmutzig, die Bevölkerung als bettelhaft geschildert. Ueberall sieht Hippus nur Vorbilder zu den Zeichnungen des Jacques Callot. Er nimmt wehmüthig Abschied von dem Lande der Blondinen, von denen jede ihn an das «blonde Lockenköpfchen» von Hagers erinnert. In Trient sieht er mit Interesse Bilder des Cingarelli, des Lehrmeisters jenes berühmten tiroler Porträtmalers Lampi, dessen Bildnisse der Kaiserin Katharina II. auch in den Ostseeprovinzen bekannt sind und der Hippus' Lehrer gewesen. Auch das Bildnis des Grafen Subow im kurländischen Schlosse Ruhenthal wird dem Lampi zugeschrieben.

Von Trient ab wird wieder marschirt. Die Lust zum Zeichnen stellt sich wieder ein, die Witterung ist nicht mehr so winterlich, das Zeichnen im Freien wäre wieder möglich. Aber die Ungeduld der Beiden, wirklich italienischen Boden zu betreten, lässt sich nicht zügeln. Erst in Venedig soll Halt gemacht werden. Das Wandern hat namentlich Hippus sehr angegriffen und ihn fusskrank gemacht; glücklicherweise finden sich Vetturine, welche die Reisenden für geringes Geld mitnehmen, endlich wird in Mestre die Gondel zur Ueberfahrt nach Venedig bestiegen. In hohem Jubel fahren die Zwei am 10. März in die Lagunen und Kanäle ein. «Ich lebe wie in einem Traume,» schreibt Hippus am Tage nach der Ankunft und nach stundenlanger Wanderung durch die engen Strassen und vielen Kirchen der Lagunenstadt, «in einem himmlischen Traume, der mir in meinem ganzen Leben die schönsten Bilder vorhalten wird, — bin wirklich schon in Venedig und habe wirklich die Hoffnung, noch weiter zu kommen — Rom, Neapel, die Schweiz zu sehen! — — — was könnte ich Alles in diesem Jahre, das so viel Segen über mich verbreitet, lernen!»

In München, Augsburg, Salzburg, Botzen — überall hatte Hippus nach einem Reisehandbuch für Italien von Volkmann gesucht; nirgend hatte er ein Exemplar erhalten können, es schien schon damals veraltet zu sein. In Venedig muss er sich mit einem versehen: «*Itinerario italiano, ossia descrizione dei viaggi per le strade più frequentate alle principali città d'Italia.*» Es muss ein treffliches Hand- und Lehrbuch gewesen sein; das ergibt sich aus dem Tagebuch, das eine Fülle von kunsthistorischem Material bringt, welches es eben nur diesem Reiseführer entnommen haben kann. Hippus lobt es ausserordentlich, ebenso wird es später

Ignatius und Pezold unentbehrlich. Es besass zugleich den Vortheil, in italienischer Sprache abgefasst zu sein, also den Verkehr mit den Einheimischen zu erleichtern und zugleich zur Erlernung der italienischen Sprache beizutragen, — eine Eigenschaft, welche die Engländer sehr zum Nachtheil ihres Genusses und ihrer Belehrung von ihrem Murray nicht verlangen. In unserem Zeitalter des regen Verkehrs sollten alle Verkehrserleichterungsmittel — und zu diesen gehört in hervorragender Weise auch das Reisehandbuch — auf das Zweckmässigste und Vernünftigste zielen.

Mit ihrem Itinerario in der Hand lernten unsere Reisenden bald so viel italienisch, als es zu ihrem Weiterkommen bedurfte. Sie lernten aber auch von ihm Kunstgeschichte, die sich eben nicht durch das Anschauen von Bildern allein erlernen lässt, sondern literarischer und wissenschaftlicher Anweisungen nicht entbehren kann. Dieses Studium hat — wie wir sehen werden — im späteren Leben Hippus' Früchte getragen.

Uns aber ist es nicht gegeben, durch Kirchen und Galerien unsere Landsleute zu begleiten, deren Schätze ihr Itinerario hervorhebt und die das immer wachsende Entzücken der jungen Künstler wecken. Nicht selten übersetzt Hippus die sicher knappen und nüchternen Angaben des Handbuchs in begeisterte Dithyramben. Alle Sorge und alles Düstere ist vergessen, selbst das Gedenken an die ferneren Freunde findet selten noch Ausdruck, das volle Glück ist in der That über Hippus und Eggink ausgegossen. Ein solcher Enthusiasmus mag immerhin in unseren Tagen für Ueberschwänglichkeit gelten: vor 70 Jahren empfand die Jugend wohl lebhafter; es pulsrte in ihr noch das Blut rascher, wenn sie ihrer idealen Ziele gedachte. Die grossen Aufregungen der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hatten schon früh ihre Gemüther ergriffen und ihnen die Scheu benommen, ihren Gefühlen starken Ausdruck zu verleihen. Dazu kam eine damals weitverbreitete gute Sitte, die jedoch auch Gefahren in sich barg: die Sitte des Selbstgesprächs, die in der Führung von Tagebüchern bestand. Es ist nicht bloss für spätere Erinnerung von Werth, dass die Erlebnisse des Tages aufgezeichnet werden, sondern zugleich ein Anlass zur Sammlung der empfangenen Eindrücke, zur Klärung des Empfindens und Denkens und ernster Selbstprüfung. Aber neben diesen Vorzügen des Tagebuchs liegen die Gefahren der allzu grossen Beschäftigung mit sich selbst, der Verwechslung von Erlebnissen, welche der Aufzeichnung werth, und denen, die ihrer nicht werth

sind, endlich auch unter Umständen der grosse Zeitaufwand. Der Künstler darf sich dem Schreiben nicht allzu sehr hingeben: es führt auf Gebiete, welche mit der Kunst nichts zu thun haben, und es nimmt noch häufiger Aufgaben für sich in Anspruch, die der Künstler mit künstlerischen Mitteln zu lösen viel besser thäte. Eine noch so poetische Beschreibung einer Landschaft ersetzt selbst eine flüchtige, aber wohlempfundene Skizze von derselben nicht. Und doch täuscht sie leicht darüber hinweg, dass hier die Kunst, der Lebenszweck des werdenden Malers, zurückgetreten ist gegen eine literarische Beschäftigung.





Ein provinzielles Jubiläum.

Die Veränderung des Bestandes und des Verfahrens in den Gerichten der Ostseeprovinzen soll mit dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der Gerichtsorganisationen des Kaisers Alexander II. zusammentreffen, wenn auch gerade die Justizreform der Ostseeprovinzen in mannigfachen und Hauptpunkten die Grundlagen fallen lässt, auf welchen die Reform der vorigen Regierung aufgebaut war.

In diesen Tagen droht ein anderes Jubiläum völlig in Vergessenheit zu gerathen, welches gleichfalls einen Denkstein in der Rechtsentwicklung unserer Lande betrifft, aber eine erhaltende und nicht eine aufhebende Reform feiert. Am 12. Nov. sind es fünfundzwanzig Jahre geworden, dass das baltische Privatrecht in der Form des dritten Bandes des Provinzialrechts codificirt wurde.

Es kann nicht unsere Sache sein, in den durchgreifenden Gegensatz einzugehen, in welchem die Reform dieses Jahres zu der hier gemeinten steht. Die beiden Reorganisationen sind Beispiele für die beiden Richtungen, in welchen sich Reformen in allen Landen und zu allen Zeiten bewegt haben, die eine für das System des Bruches mit dem Bestehenden, die andere für das System der Entwicklung desselben.

Es liegt in der Natur des Privatrechts, das conservativste aller Rechtsgebiete zu sein. Ist es doch einfach der directe

Niederschlag der inneren Anschauungen der Privatpersonen und entzieht es sich doch daher — im Gegensatz zu Staatsrecht, Strafrecht, Process — der directen Regelung durch die Staatsgewalt. Für den nicht juristischen Leser dieser Zeilen bedarf es hier vielleicht einiger erklärenden Worte, um diese eigenthümliche Natur des Privatrechts, welches man deswegen als *dispositiv* und nicht als *præceptiv* bezeichnet, zu erläutern.

Alle wahren privatrechtlichen Bestimmungen enthalten keine Befehle an die Privatpersonen, sondern sind nur eventuelle Auslegungen des eigenen Willens derselben. War derselbe schon an sich deutlich ausgesprochen, so bedarf es des privatrechtlichen Gesetzes gar nicht. Ist das gemachte Testament, der geschlossene Contract klar, so braucht der Richter nicht mehr im Gesetzbuch nachzuschlagen. Der Wille der Parteien geht der privatlichen Norm vor und nur an den Befehlen des Staatsrechts und. Strafrechts findet derselbe seine Grenze.

Aber die privatrechtlichen Gesetze sind nicht blos ihrer Wirkung nach nur subsidiäre und eventuelle, sondern auch ihrem Inhalt nach nichts Anderes als Präsumtionen für den wahrscheinlichen Willen der Parteien. Wenn es an einem Testament fehlt, so sucht das Gesetz diejenigen Personen zu bestimmen, welche präsumtiv dem Erblasser am nächsten gestanden haben und schliesst aus deren Zahl diejenigen aus, welche ihres persönlichen Verhaltens wegen wahrscheinlich enterbt worden wären, wenn der Erblasser einen letzten Willen hinterlassen hätte. Und wo zwei Willen zusammentreffen, wie bei allen zweiseitigen Rechtsgeschäften, da sucht das Recht die Mittellinie zu bestimmen, auf welcher beide Interessen am besten befriedigt werden konnten, auf welcher beide Willen am wahrscheinlichsten zusammengetroffen wären. Auch das wahre gesetzliche Privatrecht enthält Präsumtionen für den Willen der betroffenen Privatpersonen.

Das ist der Grund, warum das Privatrecht sich der Octroyirung entzieht, warum es den Einzelnen anheimgestellt ist, gegenüber den abweichenden Bestimmungen der Gesetzgebung nach ihrem Willen Testamente und Eheverträge, Verkäufe und Gesellschaftscontracte, Darlehen und Miethverträge nach selbst vereinbarten Bedingungen abzuschliessen. Das ist der Grund, warum keine privatrechtliche Gesetzgebung wirklich zur Geltung gelangen kann, wenn sie nicht den schon vorhandenen Rechtsanschauungen nachgeht, statt eigene zu erzeugen. Das ist der Grund, warum man

Privatrecht nur finden, nicht schaffen kann. Daher haben Octroyirungen von Privatrecht im Laufe der Geschichte der Menschheit fast nie stattgefunden und sind, wo man sie versuchte, immer so lange gescheitert, bis sie durch die freie Wahl der Rechtssubjecte in die Ueberzeugungen derselben aufgenommen worden sind.

Das glänzendste Beispiel bietet hier das römische Recht, welches, so lange es nur durch die deutschen Kaiser im Mittelalter decretirt wurde, zu gar keiner Geltung in Land und Stadt zu gelangen vermochte und erst auf dem allmählichen Wege gewohnheitsrechtlicher Reception, dank seiner inhaltlichen Vorzüglichkeit, sich auf den ihm jetzt angehörigsten Gebieten Bahn brach.

Eine wahre legislative Förderung des Privatrechts kann somit nicht in der Neuschöpfung der Normen, sondern in der Fixirung des vorhandenen Rechtsstoffes, nicht in einer Legislation, sondern in einer Codification bestehen.

Und das ist das grosse Verdienst des III. Bandes des Provinzialrechts, dass es das war, was es auf seinem Titel in den Worten:

«zusammengestellt auf Befehl des Herrn und Kaisers Alexander II.»

versprach, dass es treu die Grundsätze des vorgefundenen Rechts erhielt und nur da helfend einschritt, wo eine wirkliche Lücke sein Einschreiten verlangte. Und auch da nur auf dem Wege des Weiterentwickelns vorhandener Keime. Eine derartige Weiterbildung aus dem Geiste des Bestehenden heraus hat ihre grossen Schwierigkeiten. Denn man soll nicht glauben, dass die Arbeit des Codificators nur die eines einfachen archivalischen Sammlers ist, dass er kritiklos die vorgefundenen Rechtssätze neben einander zu stellen hat.

Er ist eben nicht bloss Darsteller, sondern zugleich Urheber des Rechts, und seine gesetzgeberische Pflicht zeigt sich hier in der häufig höchst schwierigen Anwendung alten Rechts auf neue Verhältnisse, in der Erweiterung des alten, häufig zu eng gefassten Rechtssatzes, in der Entscheidung der langjährigen Controversen, in der Ausgleichung von historischen Gegensätzen, welche in der Jetztzeit keinen tatsächlichen Boden mehr besitzen, in der Abschaffung von Bestimmungen, welche kein Anwendungsgebiet im Leben mehr vorfinden.

Alle diese zugleich wahrhaft erhaltenden und reformirenden Thätigkeiten finden wir in unserer Codification vereint.

Wohl hat dieselbe bei ihrem Erscheinen sich auch manchen

Bedenken, insbesondere der Vertreter der älteren Zeit ausgesetzt gefunden. Allein die Entwicklung hat, glaube ich, jetzt diese Einwendungen, die übrigens auch damals verhältnismässig selten auftraten, verstummen lassen. So war es zuerst die Voluminösität der neuen Codification, ihre Weitschweifigkeit, ihr Reichthum an Definitionen und solchen Ausführungen, welche mehr in ein Lehrbuch als ein Gesetzbuch hineinzugehören schienen und den Vorwurf wachriefen, es seien hier Sätze codificirt, welche nicht den Charakter von Rechtssätzen, sondern von logischen Wahrheiten trügen und daher nicht wegen ihrer legislativen Form, sondern bloss in so weit Gehorsam beanspruchen dürften, als sie wirklich aus den Gesetzen der Logik sich ableiten liessen. Denn kein Gesetz vermöge z. B. durchzusetzen, dass der Scharlach nicht mehr anstecke.

Es ist unzweifelhaft wahr, dass es dem dritten Bande nicht an solchen bloss lehrhaften Bemerkungen, nicht an derartigen *leges imperfectae* fehlt, welche bloss die Form, nicht aber die Kraft der Gesetze besitzen. Allein für die eigenthümlichen Verhältnisse der Ostseeprovinzen, für die schwierigen Mischungen des Rechtsstoffes aus aller Herren Ländern, wie sie die Geschichte dieser Lande hervorgebracht hat, musste ein derartiges Hinübergreifen in die Gebiete der Lehre und der Darstellung nicht ohne Nutzen sein. Trat hierzu noch die Thatsache, dass der Richterstand in seiner Mehrzahl der juristischen Bildung entbehrte, ein Zustand, aus dem uns erst die letzten zwanzig Jahre befreit haben, so wird man anerkennen, dass selbst die Weitschweifigkeit des Gesetzbuchs mehr genützt als geschadet hat.

Auch der zweite Vorwurf älterer Zeiten, dass unter dem Namen einer blossen Codification doch auch Legislation im engeren Sinne geübt worden sei, dass mehrfach statt einer Interpretation der alten Rechtsquellen eine Abänderung derselben vollzogen sei, ist hinter der Thatsache zurückgetreten, dass jene Abänderungen doch meist mit weisem Masse vorgenommen wurden und nur dort grössere Dimensionen annahmen, wo das Leben und die Lebensverhältnisse andere geworden waren als das alte Recht, wo die Bedürfnisse des Verkehrs schon lange nach Aenderung riefen. Wird doch Manchem diese gesetzgeberische Feilung und Reparatur zu wenig statt zu viel geübt worden sein.

Endlich dürfte auch die damals nicht selten gehörte Klage, als trenne uns die Vollendung der Codification von der Theil-

nahme an der gemeinrechtlichen Arbeit und der gemeinrechtlichen Wissenschaft angesichts der Erfahrung verstummen müssen, dass diese Trennung überall zum Bedürfnis geworden ist und das Leben mehr der genauen Fixirung des Rechts bedarf, als der scharfsinnigen Interpretation nicht genügend fixirter Rechtsquellen.

Und auch derjenige, bei dem noch irgend ein Rest dieser alten Vorwürfe und Bedenken sich in der Seele erhalten hat, auch er wird dieselben hinter der warmen und rückhaltslosen Anerkennung der Vorzüge zurücktreten lassen, welche unsere Codification aufzuweisen hatte und in einer fünfundzwanzigjährigen Uebung erprobt hat.

Vor allem ist das höchste Gut, welches die Rechtsentwicklung eines Landes aufweisen kann und welches überall nur mehr oder weniger, nie aber ganz erreicht wird, so lange Menschen Menschen bleiben, die Rechtssicherheit, durch die Codification in reichem Masse gefördert worden. Hunderte von Rechtszweifeln, welche in älterer Zeit Veranlassungen zu langwierigen Processen gegeben haben und den Verkehr an Entfaltung verhinderten, waren mit einem Schlage beseitigt. Eine Menge von Ueberzeugungen, welche bisher nur in der Brust des durchgebildeten Juristen als sicher bewahrt worden waren, wurden Gemeingut des Laien und des Lebens. Rechtsgeschichte und Unternehmungen, welche bisher einen dem Zufall ausgesetzten Charakter trugen, weil ihre Beurtheilung im Recht und Gericht eine schwankende war, konnten von nun an in aller Sicherheit vollführt werden. Es gab auf diesen Gebieten wieder ein allgemeines geltendes Recht, nicht bloß vereinzelte rechtliche Ueberzeugungen. Die Verschwommenheit harmloser Gewohnheitsrechte erhielt eine feste Grenze, die zweifelhafte Uebung erhielt ihre gesetzliche Sanction.

Damit verband sich die Rechtserleichterung. Wie schwer war es früher, sich jedes mal völlige Sicherheit über das zu schaffen, was wirklich bei uns Rechtens war! Unter dem Wust der sich durchkreuzenden Gewohnheiten und Gesetze, in der schwer zu entziffernden Schrift alter Manuscripte und unleserlicher Pergamente lag oft gerade der Satz verborgen, der im frischen Leben Anwendung erheischt, und mochte diese Schwierigkeit der Arbeit, zu welcher namentlich noch die Pflicht der Durcharbeitung der gesammten Elaborate der gemeinrechtlichen Wissenschaft hinzutrat, dem einzelnen Juristen bisweilen besonderen Reiz verursachen, der

Allgemeinheit konnte die Schwierigkeit der Rechtsherstellung nur den grössten Schaden verursachen und die Rechtserleichterung des III. Bandes nur zum Segen gereichen.

Diese Vorzüge wären auch vorhanden gewesen, wenn die Codification nicht in so umfassendem Masse sich an die Quelle gehalten hätte, als sie dies that. Dass sie aber dies that oder mit anderen Worten ihre historische Treue ist ein unter den gegebenen Verhältnissen nicht hoch genug zu preisendes Verdienst. Dass unser ganzes Privatleben, unsere Ehen und Familien, unsere Geschäfte und Testamente, unser Vermögen und unser Grundbesitz sich gedeihlich und im Vertrauen auf Stabilität hat entwickeln können, ist ausschliesslich der Thatsache zu verdanken, dass wir unser Privatrecht behalten und nicht verloren haben, dass wir nach denselben Anschauungen es gestalten können, die wir überkommen und als Lebensbedürfnis erkannt haben.

Endlich soll in dieser kurzen Betrachtung nur noch eines Vorzuges der Codification gedacht werden, der sie als von wahrem privatrechtlichen Geist getragen bezeugt, ihrer Objectivität und Tendenzlosigkeit. Keine auch noch so verlockend erscheinenden Strömungen des Augenblickes und der Zeitpolitik, keine auch noch so edle Tendenz des Schutzes Zurückgesetzter und des Liberalismus gegen eine bestimmte Klasse hat sich hier abgelagert. In würdigster, in keuschester Weise stellt die Codification nur Recht hin, ohne andere Absicht als die, das wahre geltende Recht zu erkennen und zu gestalten. Wie nur der ein Dichter ist, welcher, frei von Rücksichten auf Partei- oder Culturzwecke, das Schöne darstellt, wie er es innerlich geschaut hat, so ist auch nur der werth ein Civilist zu heissen, der das Recht aus seiner Schale heraus schafft und herstellt, ohne es durch die Leidenschaftlichkeit eigener Wünsche und zeitweiliger Strömungen zu entheiligen.

Nur diese Keuschheit, diese Objectivität hat unser Privatrecht fähig gemacht, dem Sturm der verschiedensten Zeitergebnisse zu widerstehen und in der Codification von 1864 sich zu einem Denkstein zu gestalten, von dem wir noch immer hoffen können, dass er *aere perennius* sein und bleiben wird.

An ihm haben sich auch die letzten Wogen gebrochen, ohne irgend etwas Wesentliches abzubrockeln. Ehre sei den Männern, denen vor allem wir seine Herstellung zu danken haben und von denen noch manche, zerstreut über die Erde, sich heute ihrer Arbeit freuen können.

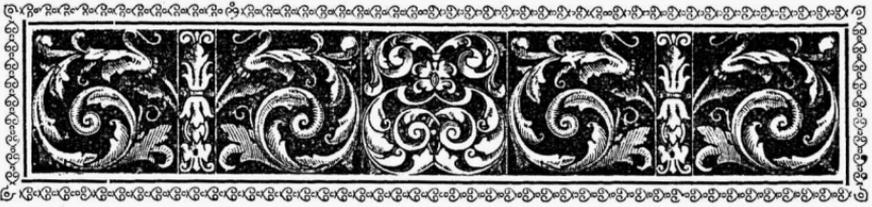
Vor allem fliegt heute unser Blick an den Ort in West-Deutschland, wo der Nestor baltischer Rechtswissenschaft in hohem Greisenalter das wohlverdiente *otium cum dignitate* genießt! Aber auch St. Petersburg und andere Orte bergen noch Männer, denen es vergönnt gewesen ist, an dieser gewaltigen Arbeit theilzunehmen, deren Losung es war:

Entwicklung ohne Zerstörung!

Dorpat, October 1889.

C. Erdmann.





Zur Abwehr.

Im Heft 6 der «Baltischen Monatsschrift» ist ein Aufsatz unter der Ueberschrift «Offene Wunden, eine socialpathologische Betrachtung» erschienen, zu dem ich in doppelter Eigenschaft das Wort zu ergreifen genöthigt bin. Erstlich als Verfasser der im vorigen Jahrgang der «Baltischen Monatsschrift» erschienenen Arbeit «Studentische Strömungen der vierziger Jahre», gegen die sich ein kleiner Ausfall des Aufsatzes richtet, zweitens als Vertreter der baltischen Presse, die in demselben in ihrer Gesamtheit einer recht herben Beurtheilung unterzogen wird. Auch in allgemeiner, rein theoretischer Beziehung habe ich manches zu bemerken und einzuwenden.

Bevor ich mich meinem eigentlichen Gegenstande zuwende, sei es mir darum gestattet, einen kurzen Ueberblick über den erwähnten Aufsatz zu geben und dabei meine abweichenden Ansichten zu verzeichnen. Die Arbeit beschäftigt sich, wie schon ihr Titel besagt, mit den socialen Schäden der Gegenwart und wendet sich in bewegten, eindringlichen Worten gegen den Grimm des Nationalitätenkampfes, die politische Zerfahrenheit und Verderbnis in den meisten europäischen Staaten, die harte und gewissenlose Herrschaft des Capitalismus, die Käuflichkeit und Verlogenheit der Presse, sowie verschiedene andere «offene Wunden» am Körper der modernen Gesellschaft.

Ich stimme mit dem Hrn. Verfasser in seiner Beurtheilung der modernen Verhältnisse im Wesentlichen überein und beklage

mit ihm diese Schäden auf das Tiefste. Nur über die Mittel zur Abhilfe dürfte so ziemlich ein diametraler Gegensatz zwischen uns obwalten. Er wünscht im Grossen und Ganzen die Rückkehr zu den Tugenden einer hinter uns liegenden Zeit, in der Ruhe die erste Bürgerpflicht war; — wir halten ein entschlossenes Vorwärtsgen für nothwendig, eine durchgreifende Socialreform, die freilich von historischen, also conservativen Gesichtspunkten ihren Ausgang zu nehmen hat. Er warnt vor den «Krankheitserregern»; wir meinen vor allem, dass es gilt, den Körper der modernen Gesellschaft (die ja auch nach seiner Ansicht einen einheitlichen Organismus bildet) durch ein entschlossenes Heilverfahren immun zu machen. Von der Berührung mit den Krankheitserregern kann der moderne Mensch sich nicht fernhalten, er hat nicht immer die Mittel dazu, sich auf die Höhen eines moralischen Görbersdorf zu begeben, sich abzuschliessen und abzusperrern, er kann nur zusehen, dass er nicht zum Spielball der Verhältnisse wird, sondern die «Zügel der Sonnenpferde» wohl in der Hand behält. Mit anderen Worten, er muss bestrebt sein, auf dem Wege der Gesetzgebung die Verhältnisse zu beherrschen und zu bessern. Was unser Reich und unsere Provinzen betrifft, so ist ja eine brennende sociale Frage noch nicht vorhanden, obwol sich in Folge der Entwicklung unseres Fabrikwesens die ersten Vorboten derselben bereits einzustellen scheinen. Im Wesentlichen aber ist Russland ja ein landwirthschaftlicher Staat, und so ist denn im Inneren durch die Bauernemancipation, in unseren Provinzen durch die Herstellung eines gesunden Verhältnisses zwischen Grossgrundbesitz, Kleingrundbesitz und Staatsland die Grundlage zu einer gedeihlichen Entwicklung geschaffen. Wir können also vorläufig diese Dinge noch rein akademisch verhandeln.

Ein ganz anderes Bild bietet sich, wenn wir den Blick zum Westen lenken, den ja auch der Herr Verfasser im ersten Theil seiner Erörterung ausschliesslich im Auge hat. Hier sind diese Fragen so brennend geworden, dass die Lohe in nächster Zeit den Staatsmännern über dem Kopfe zusammenschlagen droht, wenn nicht bald die Dampfspritze entschlossener Gegenmassnahmen in Thätigkeit tritt. Nehmen wir z. B. Deutschland. Wie kann der Herr Verfasser von den utopischen und unberechtigten Idealen des vierten Standes reden, so lange nicht einmal die berechtigtesten Forderungen desselben erfüllt sind? Der Herr Verfasser wird doch nicht der Ansicht sein, dass

die bisherigen Anfänge einer Socialreform, die nicht einmal in allen Stücken das als manchesterlich verschrieene England einholen (das sie in anderer Beziehung allerdings überholen), die Frage lösen? Noch schützt kein Gesetz den deutschen Arbeiter davor, 12—16 Stunden täglich ins Arbeitsjoch gespannt zu werden und dazu unter dem Hochdruck der Accordarbeit, noch sichert ihm kein Paragraph seine Sonntagsruhe, noch ist er ganz der Willkür des Ausbeuters überantwortet. Und was seine schlechtweg rechtliche Stellung betrifft, so bitte ich doch in der vom Lauppschen Verlage in Tübingen herausgegebenen Vierteljahresschrift «Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik» die Arbeit von Prof. A. Menger über den Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich in Beziehung auf die besitzlosen Volksklassen nachzulesen. Wie scharf tritt nach dieser Kritik in dem neuen Entwurf noch der ganze herzlose Egoismus des Besitzenden gegenüber dem Nichtbesitzenden zu Tage!

Tritt selbst auf allen diesen Gebieten eine Besserung ein, so bleibt doch noch die nach Schäffle wichtigste gesellschaftliche und individuelle Frage, die Magenfrage, übrig, die nur im Zusammenhang mit dem «Recht auf Arbeit» ernstlich in Angriff genommen werden kann. Die sociale Frage ist in der That eine Magenfrage, und sie ist, wie wir hinzufügen möchten, in zweiter Linie auch eine Gesundheitsfrage, sie findet ihre Lösung mehr auf wirtschaftlichem und hygieinischem, als auf politischem Wege. Der satte, sich körperlich wohlfühlende und einen kleinen Besitz sein eigen nennende Mensch macht keine Revolutionen, er bleibt immun für die Keime der Unzufriedenheit und der Verzweiflung. Nur wenn nach den genannten beiden Richtungen mit durchgreifendster Entschlossenheit vorgegangen wird, wenn der Staat es als unsittlich und unrecht anerkennt, dass innerhalb seines Organismus das eine Glied im üppigsten Wohlleben schwelgen kann, während das andere in Elend und Siechthum verkommt und durch sein Brandigwerden schliesslich auch den Gesamtkörper gefährdet, nur dann ist man sicher vor den politischen Gefahren des Socialismus, vor dem Hereinbrechen der nackten Demokratie, vor welcher der Himmel Kunst, Wissenschaft und alles, was Cultur heisst, in Gnaden bewahren möge.

Ein weiterer Abschnitt des Aufsatzes ist politischen Angelegenheiten gewidmet, und der Verfasser greift zu einem Klage- liede über den bösen Liberalismus mächtig in die Saiten seiner Harfe. Es ist der alte Standpunkt, der uns s. Z. bereits in den

Spalten des «Rig. Kirchenbl.» und anderwärts entgegengetreten ist: der Liberalismus wird verbrannt, gleichgiltig, in welcher Gestalt er auftreten möge. Ist er consequent, principientreu, so ist er als «Deutschfreisinn» zur Genüge gebrandmarkt, sucht er zu vermitteln, sich den Verhältnissen anzupassen, so trifft ihn die verächtliche Bezeichnung «Opportunismus». Man sollte die deutschen National-liberalen, die, ohne gegen den Kern ihrer Grundsätze zu verstossen, doch so viele ihrer Wünsche und Strebungen dem Wohl des Staates zum Opfer gebracht haben, wirklich ein wenig gerechter zu beurtheilen suchen. Was heisst überhaupt Opportunismus? Glaubt man denn wirklich, dass es einem Politiker Freude macht, die Wetterfahne im Sturm des Parteigetriebes zu spielen, dass nicht jeder gern nach bestimmten Grundsätzen stimmen und handeln möchte? Wo aber die Verhältnisse mächtiger sind als die Principien, da helfen eben alle schönen Vorsätze nichts. Welches ist z. B. die Grundursache des französischen Opportunismus? Doch nichts anderes, als die wechselvolle Entwicklung, die das unglückliche Land im Laufe der letzten Jahrhunderte durchlebt hat. Jede Staatsform, die einmal in Geltung gewesen ist, hat ihren Niederschlag hinterlassen, das Königthum, die demokratische, die gemässigte Republik, die Militärdictatur u. s. f., kein Wunder, dass die Vertreter der gegenwärtigen Ordnung sich inmitten dieses Chaos in opportunistischer Weise behelfen müssen. Wenn es dem Lande einmal vergönnt ist, eine längere Phase ruhiger Entwicklung zu durchleben, dann werden auch die Parteiverhältnisse fester und gesunder werden. In England, wo im Ganzen klare Parteiverhältnisse herrschen, war bisher von Opportunismus wenig genug zu spüren. Heute, da die Whigs durch die irische Frage in zwei Hälften zerspalten sind, ist er auch dort zur Herrschaft gelangt. Aehnlich steht es in Italien und in anderen Ländern, wir befinden uns einmal in einer Uebergangszeit, in der so viele und mächtige Ideen gegen einander wirken, dass sie sich gegenseitig die Wage halten, dass für Augenblicke in der Entwicklung manchen Landes inmitten dieses geistigen Wirbelsturmes ein cyklonisches Centrum, ein Vacuum eintritt.

Die herben Urtheile des Verfassers über die Verderbnis der öffentlichen Zustände des Westens, über den Schwindel im Geschäftswesen, die Lüge in der Presse unterschreiben wir voll und ganz. Aber auch hier gilt es weniger, auf die Symptome zu achten, als den Sitz des Uebels zu ergründen. Sittenpredigten pflegen da sehr wenig zu nützen, sondern im Gegentheil den Gegensatz zwischen

Sein und Schein nur zu vergrössern. Zweierlei sind die Wurzeln der Lüge: Furcht und Eigennutz. Der Lügner will entweder eine Gefahr von sich abwenden, oder sich einen Vortheil zuwenden. Ganz kann darum die Lüge nie aus der Welt geschafft werden, denn stets werden Momente vorhanden sein, die Furcht hervorrufen und Verlangen wecken. Wohl aber kann viel, sehr viel gebessert werden. Es ist eine bekannte Erfahrung, dass der freie, unabhängige Mann in festen, dauernden Verhältnissen offener, kühner, wahrheitsliebender ist, als der abhängige, vom Schicksal umhergestossene Proletarier. Der Mann des Westens hat nun freilich einen ziemlich hohen Grad von Freiheit erreicht, von Unabhängigkeit aber keineswegs, im Gegentheil wissen Millionen und Abermillionen nicht, ob sie am nächsten Tage noch ihr Brod haben werden. Sie sind in jeder Beziehung abhängig vom Brodgeber, der ihr Schicksal in seiner Hand hat, und beständig sinkt überdies die Zahl und steigt die Bedeutung der Arbeitgeber, wächst die Menge der Arbeitnehmer. Die Furcht, ihre Stellung zu verlieren, veranlasst die Fabrikbeamten, die Contoristen, den staatlichen Inspectoren und der Oeffentlichkeit gegenüber die wahren Zustände in ihren Anstalten zu verhüllen und solchergestalt die Besserung zu erschweren.

Sehen wir nun zu, wie es sich mit der Lüge aus Eigennutz verhält. Kann man sich in einer Zeit, in der dem gewissenlosen Erwerbsstreben ein so weiter Spielraum offensteht, wirklich darüber wundern, dass der Schwindel in Geschäftsleben und Presse in so hoher Blüthe steht? Auch das kann nicht anders besser werden, als wenn entschlossen reformirt und die Oeffentlichkeit aller Verhältnisse so weit erweitert wird, dass jeder Staatsbürger gleichsam in einem Glashause wohnt. Mit was für vernichtenden Worten ist nicht schon das Treiben der Börse gekennzeichnet worden! Der preussische Minister Maybach nennt sie einen Giftbaum, Max Nordau eine Räuberhöhle, in der der Speculant mit der doppel-läufigen Pistole der Hausse und Baisse dem arglosen Wanderer das Geld abnimmt, Henry George vergleicht die amerikanischen Krösusse Gould und Mackay ganz unverhohlen mit Piraten und anderem Gelichter. Gewiss hat der Herr Verfasser Recht, wenn er sagt, dass die Dummen nicht alle werden, er hat aber Unrecht, wenn er die Klugen durch gute Worte bekehren zu können meint. Das ist dasselbe, als wenn man den Wolf abhalten wollte, sich auf die weidende Schafheerde zu stürzen. Wenn der Staat den

Schwachen vor dem Starken schützt, dann hat er auch die Pflicht, den Dummen, der vielleicht sonst der tüchtigste und productivste Staatsbürger ist und nur keinen Blick für seinen eigenen Vortheil besitzt, vor der Ausbeutung durch den Klugen zu schützen. Es ist ein trauriger Fortschritt unserer Civilisation, wenn man früher seines Eigenthums wegen todtgeschlagen wurde und heute blos um dasselbe betrogen wird. Es ist sogar fast noch besser und einfacher, unter den Streichen des Strassenräubers zu fallen, als im modernen Daseinskampfe jahrelang ringen und leiden zu müssen, um schliesslich doch zusammenzubrechen, im langwierigen Todeskampfe dem Stärkeren zum Opfer zu fallen. Traurig sind solche Verhältnisse namentlich für die germanische Weltanschauung, die in ihrem offenen ehrlichen Sinne alles im Finstern Schleichende auf das Schärfste verurtheilte, die Diebstahl und Betrug härter bestrafte als Strassenraub und Mord. Und doch kann man zu dieser Auffassung nicht zurückkehren, sondern muss eben vorwärtsschreiten.

Nun zu den mehr persönlichen Angelegenheiten. Der Herr Verfasser unterzieht, wie oben bemerkt, meine Arbeit «Studentische Strömungen der vierziger Jahre» einer absprechenden Beurtheilung, indem er sie «leider mit mehr formeller Gewandtheit als sittlicher Entschiedenheit geschrieben» nennt. Ich verstehe nicht, wie mir ein derartiger Vorwurf gemacht werden kann. Hat der Herr Verfasser denn nicht meine offene Erklärung am Anfang der Arbeit gelesen, nach welcher ich mit dem Standpunkte der streng anti-duellantischen Richtung Hesselbergs und seiner Gefährten durchaus nicht übereinstimme? Will es der Herr Verfasser mir etwa zum Vorwurf machen, dass mein sittlicher Standpunkt ein anderer ist, als der seinige? Dann fehlt ihm der Wille, sich auf den fremden Standpunkt zu versetzen, den ich in meinem Aufsätze, wie ich glaube, wohl gezeigt habe. Auch Herr Prof. A. v. Oettingen hat bei sonst sehr freundlicher Beurtheilung desselben seine Verwunderung darüber ausgesprochen, dass ich bei den von mir angeführten Beispielen der früher herrschenden Duellwuth kein Wort des Tadels gefunden habe. Ja, will man es denn dem objectiven Historiker zum Vorwurf machen, wenn er die Dinge einfach so schildert, wie sie waren? Ist es denn wirklich durchaus erforderlich, dem Leser eine Schlussmoral aufzunöthigen?

Ich halte den Raum, der in dem Aufsätze des Herrn Verfassers dem Duellwesen gewidmet ist, für viel zu breit bemessen, für mehr durch seine idealen Strebungen, als durch die thatsäch-

lichen Verhältnisse bestimmt. Das Duell ist gar keine «offene Wunde» am Körper unserer Gesellschaft, sondern ein mehr und mehr im Verschwinden begriffener historischer Brauch, der sich allerdings weder vom sittlichen, noch vom logischen Standpunkte aus völlig rechtfertigen lässt, den man aber aus verschiedenen, sowol in der Vergangenheit, wie theilweise noch in der Gegenwart wurzelnden Gründen sehr wohl begreifen kann. Eine «offene Wunde» war nur das Pistolenduell unserer studirenden Jugend, und diese beginnt sich ja glücklicherweise zu schliessen.

Vollends muss ich auf das Entschiedenste dagegen protestiren, wenn der Herr Verfasser unser Presswesen als «eine der bedenklichsten offenen Wunden, an denen unsere Heimat krankt», bezeichnet. Der einzige Vorwurf, den ich unserer Presse mache, ist, dass sie zu wenig Anregung, zu wenig geistiges Leben in ihre Leserkreise bringt; im Uebrigen glaube ich, ohne dass ich *pro domo* reden will, dass man nicht leicht irgendwo einen anständigeren, loyaleren, objectiveren Journalismus finden wird, als bei uns. Gerade diese Objectivität thut uns noth, denn da wir keine Parteien haben und haben können, so dürfen wir auch nicht starr und einseitig werden, sondern müssen allen Fragen gegenüber eine ruhige, abwägende, wissenschaftliche Haltung einnehmen. Das ist aber gerade, was der Herr Verfasser uns zum Vorwurf macht. Nur was provinzielle Verhältnisse betrifft, ist er einigermassen mit uns zufrieden; im Auslandtheil findet er aber leider viel Hinneigung zum Vulgär-Liberalismus, zur Freigeisterei und anderen schlimmen Dingen. Ja, sollen wir denn wirklich in unserem abgeschlossenen Erdenwinkel so verknöchern, dass wir alle Dinge nur durch die gefärbte Brille unseres Provinzialinteresses ansehen? Ich meine, dass wir darum auf die Grenzscheide zweier grossen Völker gestellt sind, damit wir den Geistesaustausch des Ostens und des Westens befördern. Zu diesem Zwecke müssen wir in Fühlung mit dem westlichen Geistesleben bleiben und uns nicht von ihm absondern und abschliessen. Dieses Leben aber ist in allen westlichen Staaten, selbst in dem weltentrückten Skandinavien, schon unendlich verschieden von dem unserer Provinzen, es wäre darum geistiger Selbstmord, wenn wir noch mehr zurückbleiben wollten. Oder gedenkt der Herr Verfasser den grossen Ideen, die den Westen und auch schon den Osten unseres Welttheils durchfliegen, eine abgeschlossene baltische Oase als «*locus integer*» entgegenzusetzen, nur mit dem Unterschiede, dass dort die Fruchtbarkeit und hier die Einöde zu finden wäre? Was das

«Liberalisiren» unserer Zeitungen in ihrem Auslandtheile betrifft, das sich übrigens mehr als Wiedergabe der verschiedenen politischen Ansichten (d a r u n t e r auch der liberalen), denn als selbständige Stellungnahme kundgiebt, so sollte der Herr Verfasser doch erwägen, dass diese Blätter noch vor zwei Jahrzehnten fast durchweg eine liberale Richtung verfolgten und sich in diesem kurzen Zeitraum unmöglich alle vollständig aus Saulussen in Paulusse verwandelt haben können. Wenn der Herr Verfasser sagt, es gebe bei uns kein einziges Blatt, das g r u n d s ä t z l i c h u n d z i e l b e w u s s t die christlich-conservative Richtung verträte, so irrt er, denn die deutsche «St. Petersb. Ztg.» ist, ohne dabei in starre Einseitigkeit zu verfallen und ohne in wissenschaftlichen und künstlerischen Fragen auf das freie Erörterungsrecht zu verzichten, in der That ein solches Blatt. Oder sollte dem Herrn Verfasser nur der starre «Kreuzzeitungs-Standpunkt» Genüge thun? Dann bedauern wir lebhaft, auf eine Verständigung verzichten zu müssen. Diese Herren sollten doch wirklich etwas mehr Verständnis für die Opfer haben, welche die freier denkenden Männer im Lande ihnen bringen, sie sollten diese Leute, die aus begreiflichen Gründen jeden Anlass zu Streit und Mishelligkeit vermeiden, doch nicht ganz und gar für sich in Beschlag zu nehmen suchen. Das wichtigste Opfer, das sie von uns verlangen, das *sacrificium intellectus*, werden wir ihnen nun einmal nicht bringen.

Es wäre nicht gut um uns bestellt, wenn der Herr Verfasser mit seinen Wünschen durchdringen würde. Dann würde es dahin kommen, dass jedes unbefangene geistige Schaffen bekrittelt und wo erforderlich discreditirt werden würde. Dann würde, wie das ja schon (sogar von Seiten hochbedeutender und vielseitig gebildeter Männer) geschehen ist, vor Erzeugnissen, die nicht in die herkömmliche Schablone passen, öffentlich «gewarnt» werden, als ob unser Publicum sich heutzutage noch immer so leiten und bevormunden liesse, wie ehemals und nicht, wie das überall anderwärts der Fall ist, schon selbst zu wählen und zu urtheilen verstände. Der Geist, aus dem der Herr Verfasser spricht, ist jedem freien Schaffen abhold, und wenn er heute seinen Goethe citirt, so geschieht das nur, weil dieser eine längst anerkannte Grösse ist. Würde Goethe heute leben und so schreiben, wie er gethan, so würde genau ebenso gegen ihn geredet und geeifert werden, wie gegen die heutigen freigesinnten Schriftsteller. Der Herr Verfasser zieht u. a. gegen den im Feuilleton eines baltischen Blattes

erschienenen «gänzlich verrotteten» Roman Paul Lindaus «Arme Mädchen» zu Felde, weil hier die «verlottertsten Personen» in den «unzweideutigsten Verhältnissen und Situationen» geschildert würden. Nun, dann ist Goethe mit seinen «Wahlverwandtschaften» und seinem «Wilhelm Meister» eben auch bei uns unmöglich. Es liegt mir, wohlgemerkt, völlig fern, Lindau mit Goethe in irgend einer Weise zu vergleichen, er ist ja weniger Dichter als scharfblickender Beobachter und Kleinmaler, «verrottet» kann man aber darum seinen Roman «Arme Mädchen» nicht nennen. Derselbe hat vielmehr (anders als der zweite Zeitroman «Spitzen») eine sehr gesunde Tendenz, indem er darthut, dass die Angehörige der höheren Stände, wenn sie auch einmal einen Fehltritt thut, selten vollständig sinkt, sondern meist von ihren Standesgenossen gestützt und aufgerichtet wird, während dem ehrliebenden armen Mädchen unter dem Ansturm der Versuchungen meist keine andere Wahl als der Tod oder die Schande bleibt. Ist denn das etwa nicht wahr, ist es denn ein so unverdienstliches Unternehmen, wenn auf die traurige Lage der Frauen der besitzlosen Klassen hingewiesen wird? Sollte es in unseren Provinzen ganz an Analogien zu den Gegensätzen des Lindauschen Romans fehlen? Ich glaube, dass sich bei uns bis in die obersten Zehntausend hinein ganz merkwürdige Dinge anführen liessen.

Den scharfen Bemerkungen des Herrn Verfassers über andere «offene Wunden» unserer Gesellschaft, über die bei uns so verbreitete Genusssucht und Indolenz, über falschen Ehrgeiz und Pseudo-Aristokratismus schliesse ich mich in jeder Hinsicht an und hoffe gleich ihm, dass hier eine baldige Umkehr erfolgen möge. Wenn das nicht geschieht, werden wir unter dem Druck der in jeder Beziehung so schweren und harten Zeitverhältnisse erliegen.

Eberhard Kraus.





„Offene Wunden“ und das Wort „Zur Abwehr“.

Die Redaction hat, ihrem Grundsatz getreu, dem Angegriffenen das Wort nicht abzuschneiden, Herrn Eberhard Kraus die Aufnahme seiner «Abwehr» nicht verweigern können und wollen. Sie meint aber, dass Herrn Kraus die Widerlegung weder in der Sache im Allgemeinen, noch in der seine Person und die heimische Presse betreffenden Frage gelungen ist. Die Redaction glaubt zu der Erwiderung des Herrn Kraus schon deshalb nicht ganz schweigen zu dürfen, weil Herr Kraus dem Herrn Verfasser der «Offenen Wunden» Ansichten unterlegt, die nicht einmal angedeutet, geschweige denn ausgesprochen sind.

Herr Kraus stimmt mit dem Herrn Verfasser der «Offenen Wunden» in der Beurtheilung der Zeitlage überein, meint jedoch die von ihm vorgeschlagenen Mittel zur Abhilfe nicht anerkennen zu können. Welches ist nun das vom Herrn Verfasser der «Offenen Wunden» vorgeschlagene und als einzig wirksam bezeichnete Mittel? Herr Kraus meint, der Verfasser wünsche die Rückkehr zu den Tugenden der Väter, in der Ruhe die erste Bürgerpflicht war. Die Redaction hält, um Misverständnissen vorzubeugen, für ihre Pflicht, hiermit festzustellen, dass Herr Kraus dem Verfasser der «Offenen Wunden» eine Antwort in den Mund legt, die in keiner Weise den Worten des Herrn Verfassers entspricht. Der Herr Verfasser spricht vielmehr einzig aus, dass alle Gesetzgebung nicht im Stande sei, den Unterschied zwischen Reich und Arm zu verwischen, dass überhaupt keine Gesetzgebung die socialen Schäden heilen könne, dass vielmehr einzig und allein die Erneuerung des christlichen Geistes in den Völkern die offenen

Wunden der modernen Culturstaaten zu heilen vermöge. Wenn Herr Eberhard Kraus im christlichen Geist die Tugend einer hinter uns liegenden Zeit sehen sollte, so müssten wir mit Bedauern auf jede Verständigung mit ihm verzichten. Wir haben jedoch nach den übrigen Auslassungen des Herrn Kraus keine Veranlassung, seine Worte für ihn so ungünstig zu interpretiren, und hoffen daher, «dass er dem Herrn Verfasser der «Offenen Wunden» nicht genügend gefolgt ist, und empfehlen ihm die «Offenen Wunden» zu erneuerter Lectüre.

Ebenso scheint uns Herr Eberhard Kraus dem Verfasser nicht gefolgt zu sein, wenn er seiner Verwunderung darüber Ausdruck giebt, dass er vor den «Krankheitserregern» warnt. Der Herr Verfasser spricht (Seite 443) allerdings davon, dass man «den Krankheitserregern freies Spiel lässt», während man sich bemüht, die Symptome zu beseitigen. Der aufmerksame Leser kann unter den «Krankheitserregern» doch nur die sittlichen Schäden verstehen, welche sich in den modernen Culturvölkern ausgebreitet haben, und sieht der Verfasser in ihnen mit Recht die Wurzel aller socialen Uebel. Eine Warnung vor diesen Krankheitserregern ist daher doch gewiss am Platz. Der Verfasser der «Offenen Wunden» will gewiss nicht, dass man sich «auf die Höhen eines moralischen Görbersdorff» begeben (?) (oder sollte Herr Kraus hierunter den Aufschwung zu einem hohen sittlichen Standpunkt verstehen?), sich abschliesse und absperre»; vielmehr setzt die Hineintragung des christlichen Geistes in die Massen gerade das Gegentheil voraus.

Desgleichen hat der Verfasser der «Offenen Wunden» auch nirgends ausgesprochen, dass die Gesetzgebung bei der Heilung der socialen Schäden nicht mitzuwirken habe. Er sagt nur, dass eine Heilung auf dem Wege der Gesetzgebung allein nicht möglich ist. Gegen das sogenannte praktische Christenthum auf dem Gebiet der inneren Politik sollte gewiss nicht zu Felde gezogen werden. Vielmehr ist dasselbe eine nothwendige Folge der Verbreitung des christlichen Geistes im Volk. Das Recht auf Arbeit, die Sonntagsruhe der Arbeiter &c. &c. müssen und werden anerkannt werden, wenn das wahre christliche Mitgefühl für den Nebenmenschen Gemeingut der Mehrheit eines Volkes ist.

Ferner konnte auch die gewiss zuzugestehende Thatsache, dass eine Reihe von berechtigten Forderungen des vierten Standes nicht erfüllt sind, den Verfasser der «Offenen Wunden» nicht hindern, von utopistischen Idealen der Socialisten und Nihilisten zu sprechen.

Es kann doch unmöglich schon deshalb, weil noch vieles für den vierten Stand zu geschehen hat, jeder Forderung, die im Interesse desselben aufgestellt wird, das Wort geredet werden. Herr Kraus will dieses doch offenbar auch nicht, da er ja selbst die Social-reform vom conservativen Gesichtspunkt aus begonnen wissen will.

Späterhin singt Herr Eberhard Kraus einen Hymnus auf den Opportunismus. Auch hier hat Herr Kraus den Verfasser der «Offenen Wunden» offenbar nicht richtig verstanden. Es ist für jeden Einsichtigen selbstverständlich, dass im politischen Leben aus Zweckmässigkeitsgründen häufig auf Wichtiges verzichtet werden muss, um noch Wichtigeres zu retten, dass einem vielleicht wenig wünschenswerthen Resultat zum Siege verholfen werden muss, um nicht absolut Schädliches durchdringen zu lassen. — Nur da, wo das Bekennen eines bestimmten Standpunktes sich als sittliche Pflicht erweist, muss unter allen Umständen vom Interessenstandpunkt abgewichen werden; nicht nothwendig ist es aber sicherlich, das, was unter gewissen Verhältnissen geduldet werden muss, als das einzig Heilsame für jetzt und alle Zeit zu preisen und das, was man als gut und recht zu respectiren hat, nur deshalb in den Staub zu ziehen, weil es im Augenblick höheren Interessen zu weichen hat. Dabei hört in der That alle Wahrheit auf und ist jeder Art Charakterlosigkeit Thür und Thor geöffnet. Diese Charakterlosigkeit, die insbesondere auch in der europäischen Presse ihr Wesen treibt und kritiklos nachbetet, was ihr officiöserseits zugewinkt wird, galt es vermuthlich für den Herrn Verfasser der «Offenen Wunden» zu kennzeichnen. Sicher giebt es kaum eine traurigere Pflicht, als diese Art des Opportunismus, die mit politischer Klugheit nichts zu thun hat und planlos und principienlos sich heute für dieses begeistert und morgen gegen jenes eifert, zu verteidigen. Eine solche Verteidigung hat Herr Kraus, dem Idealismus niemand abzusprechen gewillt sein wird, gewiss nicht führen wollen.

Zum Schluss liegt uns daran, auch auszusprechen, dass es Herrn Kraus nicht gelungen ist, die baltische Tagespresse von dem ihr gemachten Vorwurf reinzuwaschen. Soweit es sich um heimische Angelegenheiten handelt, ist ihr ein Vorwurf — wie erinnerlich — nicht gemacht worden. Aber wol jeder denkende Zeitungsleser hat die Erfahrung gemacht, dass die Tagesblätter bei der Auswahl ausländischer Angelegenheiten oft mit wenig Kritik ans Werk gehen. Es wird niemand verlangen, dass unsere kleinen

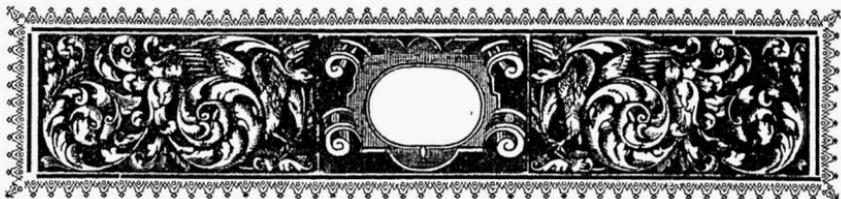
Blätter in französischen oder deutschen Angelegenheiten sich auf den Standpunkt einer Partei stellen; es würde sogar angesichts ihrer Bedeutungslosigkeit in auswärtigen Dingen geradezu komisch wirken. Wohl aber kann man von ihnen erwarten, dass sie von gewissen sittlichen, religiösen und politischen Grundsätzen ausgehen und daher auch der auswärtige Theil und das Feuilleton sich als Ausdruck dieser Grundsätze darstellt. Dagegen sehen wir unsere Redacteurs häufig aus den verschiedensten Gebieten Dinge zusammentragen, die einheitliche Gesichtspunkte völlig vermissen lassen. Sie vergessen ganz, dass sie nicht nur der Censur, sondern auch dem Publicum gegenüber verantwortlich sind. So tragen denn die Zeitungen, die, richtig redigirt, einen erziehenden Einfluss auf die Leser üben könnten, so manches Mal zur Verwirrung der Halbgebildeten bei. Die Befürchtung, dass einheitliche Grundsätze in der Leitung des Ganzen bedenkliche Einseitigkeit hervorrufen müsste, ist wol gänzlich unbegründet. Der Redacteur kann in objectiver Weise dem Publicum auch gegnerische Anschauungen vorführen. Niemals aber darf er das, wofür er als Mensch, Christ und Staatsbürger einzutreten die Aufgabe hat, in irgend einer Weise herabsetzen lassen, ohne zugleich eine Widerlegung dessen zu versuchen.

So hat denn der Herr Verfasser der «Offenen Wunden» recht, wenn er unseren Zeitungen den Vorwurf macht, dass keine von ihnen den christlich-conservativen Standpunkt zweck- und zielbewusst vertritt. Die «Petersburger Zeitung», die wir allerdings auch als ein solches Blatt verehren, zählt hier nicht mit, da sie als ein provinzielles Organ nicht angesehen werden kann.

Riga, November 1889.

Heinr. Hollander.





Notizen.

L. Arbusow: Grundriss der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands. Mit 1 Karte und 1 Lichtdrucktafel. E. Behre's Verlag. Mitau, 1890. (204 S.)

Ein gutes Buch zu rechter Zeit! Arbusows Grundriss ist der erste Versuch eines Fachmannes, den Landsleuten eine gedrängte Uebersicht der heimischen Geschichte zu geben. Bedenken wir die Schwierigkeiten, den vielgestaltigen Stoff selbständig zu durcharbeiten, zu gruppieren und trotz der gebotenen Kürze verständlich und lesbar darzustellen, so können wir die Arbeit als höchst gelungen bezeichnen. Das Wort des Amos Comenius: «Was alle angeht, sollen alle betreiben, wenigstens wissen», das Motto des Verfassers, darf von nun an mit grösserer Berechtigung als früher auf die Geschichte Livlands bei uns angewandt werden.

Der Laie wird mit sicherer Hand durch alle Hauptphasen der Vergangenheit geführt, die Hauptstationen sind deutlich erkennbar, die kleineren Haltestellen gebührend berücksichtigt. Freilich darf man nicht erwarten, bewegt, erschüttert, sonderlich erbaut zu werden, dazu schreibt man keine «Grundrisse». Wohl aber wird so Mancher, dem das Wirrsal des Mittelalters in den bisherigen Darstellungen unserer Geschichte Pein gemacht, die Klarheit der Diction, an einigen Stellen sogar die Wärme des Tones wohlthuend empfinden. Im Satzbau sind bei dem Bestreben, möglichst viel zusammenzudrängen, bisweilen einige Unebenheiten nicht vermieden worden, in bestimmten Fällen ohne Schuld des Autors.

Bei einer zweiten Auflage wird da wol etwas revidirt werden müssen.

Gegenüber den früheren Darstellungen sind die Abschnitte über die Literatur und Kunst als etwas Neues hinzugetreten. Auch hier ist mit der Sicherheit, die den Kenner vom Dilettanten unterscheidet, das Wesentlichste hervorgehoben.

Bei der Lectüre des ganzen Büchleins hat man von Anfang bis zu Ende die erquickliche Empfindung, es mit einem Autor zu thun zu haben, der viel mehr weiss, als er zu dem gewählten Zweck zu Papier bringt. Arbusow ist zu bescheiden, wenn er im Vorwort sagt: «Galt] es doch, weiteren Kreisen eine Uebersicht des Geschehenen, zugleich aber auch dem Kundigeren, nicht dem Fachmann, ein Buch zu gelegentlichem Nachschlagen zu bieten.»

Auch der Fachmann wird gut daran thun, Stellen des Buches, die von der bisherigen Ueberlieferung abweichen, zu prüfen¹.

Vortrefflich sind die Tabellen, die den Anhang bilden. An die Reihe der Päpste und der Könige, die über Livland und dessen Nachbarländer geherrscht haben, fügt sich ein chronologisches Verzeichnis der Ordensmeister, Erzbischöfe und Bischöfe des Landes. Die Regierungsjahre der Bischöfe von Sengallen und Kurland mussten hierbei vom Autor selbständig zusammengestellt werden, da sie in der bekannten «Chronologie» von Toll-Schwartz, dem Plane jenes Werkes gemäss, nicht verzeichnet sind.

Die dem Bändchen eingeschaltete Uebersichtskarte ist genügend, um die Orientirung über die in der Erzählung vorkommenden Oertlichkeiten zu erleichtern.

Darf zum Schluss im Hinblick auf eine hoffentlich baldigst erscheinende zweite Auflage noch ein Wunsch ausgesprochen werden, so ist es der, dass eine Inhaltsübersicht und ein Namenregister das «Nachschlagen» erleichtere. Vielleicht könnten die vielen coordinirten Ueberschriften unter einige passende Hauptüberschriften vertheilt werden und so der ganze Bau der Erzählung noch besser gegliedert werden. Solche Aeusserlichkeiten sind bei einem «Grundriss» doch wenigstens der Erwägung werth. Schwieriger wäre ein anderer Wunsch zu erfüllen, die livländische Geschichte von

¹ Die entgegengesetzte Ansicht über das Buch Arbusows spricht,¹ ohne hinlängliche Begründung, der Recensent der «St. Petersburger Zeitung» (№ 306), Herr Ke., aus.

1721, die kurländische von 1795 an bis auf unsere Tage hinzuzufügen. Für unmöglich halte ich eine solche Fortsetzung nicht, obgleich ich wohl weiss, welcher Art Hindernisse sich der Sache entgegenstellen könnten.

J. G.



Herausgeber: R. Weiss.

Für die Redaction verantwortlich:
H. Hollander. N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 15-го Ноября 1889 г.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Abonnements-Einladung.

Um Störungen in der regelmässigen Zusendung der Hefte zu vermeiden, werden die geehrten Leser der

„Baltischen Monatsschrift“

gebeten, das

Abonnement für den kommenden Jahrgang möglichst bald zu erneuern.

Die Abonnements-Gebühr beträgt wie bisher 6 Rbl. 50 Kop., mit Zustellung durch die Post 7 Rbl. 50 Kop. für den Jahrgang.

Abonnements

auf die

„Baltische Monatsschrift“

werden durch sämtliche Buchhandlungen, sowie durch die auf dem Umschlage angeführten Firmen entgegen-
genommen.